

**Stephanie Armer, Friedenswahrung, Krisenmanagement und Konfessionalisierung. Religion und Politik im Spannungsfeld von Rat, Geistlichen und Gemeinde in der Reichsstadt Ulm 1554–1629, Stuttgart (Kohlhammer) 2015, 500 S. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, 35), ISBN 978-3-17-029871-2, EUR 45,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Jonas Bechtold, Bonn**

In der Dissertation von Stephanie Armer liegt der »gesellschaftliche Fundamentalvorgang« der Konfessionalisierung auf dem geschichtswissenschaftlichen Labortisch und wird in der Geschichte der Reichsstadt Ulm zwischen 1554 und 1629 mikroskopisch nachverfolgt und analysiert. Man könnte diese Studie eine Praxeologie des Konfessionellen Zeitalters nennen: Wie verläuft Konfessionalisierung in einer Reichsstadt nach dem Augsburger Religionsfrieden? Was bedingt Konfessionalisierung, wer initiiert und trägt sie und wo findet sie ihre Wirkung?

Die Reichsstadt Ulm, im Städteartikel des 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfriedens mit nur kleiner katholischer Minderheit unter die gemischtkonfessionellen Städte gerechnet, bietet sich mit seiner breiten religionsadministrativen Überlieferung aus zwei zuständigen Ämtern als Analyseobjekt an, will man der bislang kaum beantworteten Frage nach dem Konfessionalisierungsprozess in Reichsstädten nachgehen.

Armerts analyseleitende Fragestellung nach den Ursachen, Trägern und Wirkungen des reichsstädtischen Konfessionalisierungsprozesses übersetzt sich in einen akteurszentrierten Ansatz, der die Prägekraft von Religion in der Politik zwischen Rat, Geistlichen und der Stadtgemeinde untersucht. Abseits des früheren Verständnisses einer rein obrigkeitlich initiierten Konfessionalisierung berücksichtigt die Autorin mit diesem Akteursdreieck »alternative Variablen« des Konfessionalisierungsprozesses und fragt nach Auswirkungen von krisenhaften äußeren Umständen auf konfessionpolitische Entscheidungen.

Für die Behandlung ihrer Fragestellung, die tief in den personalen Verflechtungen aus 80 Jahren Ulmer Politik schürft, nutzt die Autorin Methoden der Neueren Kulturgeschichte und der historischen Semantik. Inhaltlich kann sie zur Beantwortung ihrer Fragestellung neben der Untersuchung klassischer Parameter wie Disziplinierung (Kapitel 4: Kirchengesetzgebung und Kapitel 5: weltliche Sittengesetzgebung), Indoktrination (Kapitel 3: Ausbildung und Stellenbesetzung) und Sozialkontrolle (Kapitel 6: Umgang mit konfessionellen Minderheiten) gerade das gegenseitige Verhältnis der Akteure und die Genese religionspolitischer Maßnahmen tiefgehend analysieren.

So beschreibt die Autorin zunächst ein konfliktgeprägtes Spannungsfeld zwischen den genannten

Akteuren, dessen Schwankungen die kirchlich-gesellschaftliche Entwicklung in Ulm bestimmte. Dieses Kräfteverhältnis wird an verschiedenen Aushandlungsprozessen gemessen, darunter die Verhandlungen über die Etablierung von Kirchenzuchtmaßnahmen oder die phasenweise Verschärfung von weltlicher Sittengesetzgebung. Rahmenbedingungen dieses Verhältnisses waren neben der Verfasstheit des Ulmer Kirchenwesens in der Zuständigkeit des Rates auch die institutionelle Abhängigkeit der Prediger vom Rat als Besoldungsinstanz und Stipendiengeber. Dennoch standen der Stadtulmer Geistlichkeit beispielweise in Kompetenzstreitigkeiten, der Kirchenzucht oder im Amtsverständnis des »Wächterdienstes« auch gegenüber der städtischen Obrigkeit weitreichende Handlungsspielräume zur Verfügung.

Den verschiedenen, dargestellten Parametern ist eine Verschiebung des Verhältnisses von Religion und Politik seit den 1580er Jahren gemeinsam. Seit dieser Phase kam – so die Analyse Armers – auch die städtische Obrigkeit den Forderungen der Geistlichen nach konfessioneller Homogenisierung und stärkerer Kontrolle religiösen Wissens zunehmend entgegen. Zuvor war das Verhältnis allem voran durch Konflikte zwischen Geistlichen und Räten und durch die grundsätzlich friedenswahrende Politik des Rates geprägt.

Die Gründe dieser Verschiebung gewinnt Armer aus einer semantischen Analyse zu Schlüsselbegriffen und Deutungsmustern, mit denen die erfahrene Wirklichkeit in politische Handlungslogiken überführt worden sei.

Armer identifiziert neben der konfessionskonsolidierenden Professionalisierung einer zunehmend universitär ausgebildeten Predigerschaft vor allem eine stärkere Orientierung an religiösen Weltdeutungsmustern als Grund dieses Wertungswandels. Die krisenhafte Verschlechterung der Lebensumstände – ausführlich aufgeführt werden Pest, Hunger, Klimaanomalie und Kriegsgefahr – wurde seitens aller städtischen Akteure straftheologisch ausgelegt. Die Deutung der Krisenphänomene als »Zorn Gottes« sei daher der »zentrale [...] Schlüssel zum Verständnis der Handlungsmotivationen« (S. 437). Mit der Zunahme der Überzeugungskraft religiöser Argumente begann die »Etablierung von historiographisch unter die Konzepte Konfessionalisierung und Sozialdisziplinierung zu subsumierenden Maßnahmen« (S. 444): die Intensivierung von Kirchenzuchtmaßnahmen, die Verschärfung weltlicher Sittengesetzgebung und eine restriktivere Politik gegenüber konfessionellen Minderheiten.

Entsprechend diesem Erklärungszugang versteht sich auch die Titeltrias »Friedenswahrung, Krisenmanagement und Konfessionalisierung« nicht als Reihung oder Klimax, sondern als Kausalkette, denn Krisenmanagement und -deutung kehrten die Vorzeichen von Friedenswahrung um: War Friedenswahrung in den 30 Jahren nach dem Augsburger Religionsfrieden grundsätzlich als Konfessionalisierungshindernis anzusehen, begünstigten die religiösen Weltdeutungsmuster der demographischen, klimatischen, alimentären, hygienischen und gesellschaftlichen Krisen 1580–1620

konfessionsbildende und homogenisierende Maßnahmen. Konfessionalisierung, so zeigt die Autorin überzeugend, vermag daher als Begriff zwar die Entwicklung des Ulmer Kirchenwesens seit den 1580er Jahren zu beschreiben, bildet aber nicht die Antriebskraft dieser Entwicklung.

Für das klassische Konfessionalisierungsparadigma als verordneter »Zwang zur Konfessionalisierung« eigneten die Reichstädte, wie das Ulmer Beispiel zeigt, somit nicht (ausführlich S. 379–384). Vielmehr bestätigt sich abseits des obrigkeitsfokussierten Verständnisses von Konfessionalisierung, dass die lutherische Geistlichkeit einen bedeutenden Einfluss auf diese Entwicklung gehabt hatte.

Die Analyse Armers weist nicht nur in ihrem Hauptaspekt Ergebnisse auf, die über die Stadtgeschichte Ulms hinausreichen. Neben grundlegenden Darlegungen zum Verständnis von Kirchenzucht (S. 264–271) findet auch die Binnenepochalisierung des Konfessionellen Zeitalters, für dessen Umbruch im Jahrzehnt des Kölner Krieges weitere Beispiele konfessioneller Konfrontation leicht zu nennen sind, bei Armer eine quellenbasierte Bestätigung durch die historisch-semantisch Erklärung der konfessionsbildenden Maßnahmen.

Neben der detaillierten und reflektierten Quellenanalyse überzeugt auch die Konzeptionsstärke der Studie; die Aufgabe der Chronologie zugunsten einer klugen Systematik verhindert nicht die Nachvollziehbarkeit der Entwicklungen.

Die differenzierten, über das Ulmer Fallbeispiel hinaus weisenden Urteile auf Basis einer bis ins Detail quellenfundierte Analyse bieten eine hervorragende Ausgangslage für breite Rezeption und vergleichende Studien zu weiteren Reichsstädten, die in Armers Dissertation methodische und inhaltliche Maßstäbe finden werden.

**Wolfgang Behringer, Sönke Lorenz (†), Dieter R. Bauer (Hg.), Späte Hexenprozesse. Der Umgang der Aufklärung mit dem Irrationalen, Bielefeld (Verlag für Regionalgeschichte) 2016, X–429 S. (Hexenforschung, 14), ISBN 978-3-89534-904-1, EUR 29,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
***Alison Rowlands, Colchester***

This is the 14<sup>th</sup> volume in the excellent »Hexenforschung« series, in which papers from the conferences organized by the Arbeitskreis für Interdisziplinäre Hexenforschung (AKIH), founded in 1985, are published. This volume draws on papers given at the AKIH conference on late witch-trials in 2005 and contains 19 essays, which are book-ended by an excellent introduction by Wolfgang Behringer, entitled »Late witch-trials – a thorn in the flesh of the Enlightenment«, and a final chapter by Behringer in which he has compiled a list of witch-trials and executions that occurred in Europe between 1700 and 1911. One of the main points that Behringer raises in his introduction is that we still know too little about these late witch-trials, and particularly about how they were entangled with the larger legal and cultural changes of the 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> centuries, and particularly in the eighteenth century with the complex set of cultural shifts we call »the Enlightenment«. The essays in this volume are invaluable in advancing our knowledge in this regard; Behringer's hope is that future researchers will use the material generously provided in the final chapter to flesh out the picture even further.

Most of the essays deal with clusters of late witch-trials or with the iconic »last« witch-trials from various regions of 18<sup>th</sup>-century Europe, which often had particular impact on contemporaries and/or local memory or commemorative practices because they were so controversial and evoked contemporary debate or criticism. It is hard to single out individual contributions from such rich offerings, but I found those by Constance Störk-Biber on the witch-trials in the Imperial-Abbey of Marchtal (1745–1757) and Wolfgang Petz on the trial of Anna Maria Schwägelein in the Prince-Abbey of Kempten particularly interesting. Störk-Biber's essay details the emergence during the mid-18<sup>th</sup> century Marchtal trials of legal criticism of witch-persecution and of a new willingness on the part of local elites to regard accusers of witches rather than the accused witches themselves as »evil people«; these two processes combined to bring formal prosecution to an end. The investigation by Petz of the trial of Schwägelein, who was long thought to be the last individual to suffer execution for witchcraft in the Holy Roman Empire in 1775, establishes that she won a last-minute reprieve and died in the Kempten gaol in 1781. Essays by Jacek Wijaczka on late witch-trials in Poland and Petr Kreuz on late witch-trials in Bohemia and present-day Slovakia give interesting insights into central and eastern European territories that are too often overlooked in witchcraft historiography; there is also a fascinating contribution by Iris Gareis on late trials that came before the tribunals of the Spanish

Inquisition in South America.

Essays by Dries Vanysacker and H. C. Erik Midelfort focus on changing beliefs about witchcraft, the devil and demonic possession in 18<sup>th</sup>-century Europe; both show that questions about the power and existence of the devil continued to be hotly-contested topics of debate amongst the educated elites, even while large-scale witch-persecution declined and then ended and witchcraft was decriminalized. This reminds us of the need to see witch-trials on the one hand, and beliefs about witchcraft and the devil on the other, as phenomena that were interlinked but not in a simplistic causal manner; you could believe in the possibility of demonic intervention in human life in the 18<sup>th</sup> century without advocating witch-persecution. The processes of decriminalizing harmful/demonic witchcraft, and the question of how authorities then dealt with cases of alleged »superstition«, magic, or »witchcraft« are analysed in essays by Christine D. Worobec on pre-emancipation Russia, Rainer Decker on 19<sup>th</sup>-century Italy, Wolfgang Schild on Germany, and by Lilla Krász and Péter Tóth G. on Hungary and Transylvania (1740–1848); the latter essay is especially important, given that Hungary experienced its worst witch-persecution in the 18<sup>th</sup> century. Essays by Barend J. ter Haar on witchcraft in Chinese History and Stephen Ellis and Gerrie ter Haar on the history of witchcraft accusations and persecutions in Africa broaden the geographic focus still further; the latter also takes us right up to the present day, concluding that »it is possible that Africans today are more disposed than ever to consider themselves as living in a world at the mercy of witches« (p. 345). Perhaps another conference on witch-beliefs and witch-trials in global context is needed to pursue these ideas, and their links to European colonialism and its legacy, in more depth?

This is an immensely rich volume which covers a hugely impressive chronological and geographic range; I was, however, a little disappointed by the lack of engagement with the work of Ian Bostridge and Owen Davies, whose late 1990s publications on the repeal of witchcraft legislation in England in 1736 and what happened thereafter offer very helpful comparison. The essays add great detail and nuance to our understanding of the legal and cultural context of late witch-trials and of the processes and timing of the decriminalization of witchcraft. They also reminds us of the need to distinguish between the often very local and contingent nature of legal approaches to specific witch-trials, and the broader cultural context of Enlightenment debates about witchcraft and the devil; there were doubtless points at which the two intersected but these need to be teased out as carefully as possible in relation to specific events, individuals, texts, and debates. My only criticism of the volume was that there was not a stronger emphasis on the pre-18<sup>th</sup> century context. There had always been at least some parts of Europe (Rothenburg ob der Tauber, and the Palatinate for instance) where belief in witchcraft and the devil co-existed with a lack of enthusiasm for, and indeed scepticism about, judicial persecution of witches. Critical voices against legal abuses in witch-trials had also been raised from the late-16<sup>th</sup> century onwards, even though they were in a beleaguered minority to start with. Judicial scepticism in practice and writing »won out« in the 18<sup>th</sup> century, but was by no means new to it;

looking back from the 18<sup>th</sup> to the 16<sup>th</sup> centuries to understand this process is thus as important as looking forward from the 18<sup>th</sup> onwards. Overall, however, »Späte Hexenprozesse« is a thought-provoking volume; it is essential reading for anyone interested in the history of witchcraft and particularly for any scholars who want to take forward the work begun here of deepening our understanding of the long-term processes of change in witch-persecution and witchcraft belief in a European and global context.

**David A. Bell, Napoleon. A Concise Biography, New York (Oxford University Press) 2015, XII–139 p., ISBN 978-0-19-026271-6, USD 18,95.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Gabriele B. Clemens, Saarbrücken**

Napoleon ist gewiss einer der »großen Männer«, die Geschichte machten und vor allem männliche Historiker faszinieren. Über ihn wurden bereits ganze Bibliotheken geschrieben. Der Autor wirft dann auch zu Beginn seines Buches die berechtigte Frage auf, warum wir nun noch eine weitere biographische Skizze zu seiner Person benötigen. Bell wendet sich mit seinem kleinen Buch explizit an ein größeres Publikum. Ausgewiesene Kenner der napoleonischen Geschichte werden auf den vorliegenden 113 Seiten wenig Neues erfahren. Um die enorme Stoffmenge zu meistern, spitzt der Autor sein Thema auf folgendes Interpretationsmuster zu: Die Revolution und vor allem die Revolutionskriege hätten völlig neue Karrieremöglichkeiten gerade im Bereich des Militärs ermöglicht, was Napoleon brillant auszunutzen gewusst hätte. Er sei ein »Produkt« des »totalen« Kriegs, er würde sein Meister werden und am Ende sein Opfer sein (S. 13). Weiterführende Überlegungen, ob und warum man die Koalitionskriege als »totale« Kriege bezeichnen sollte, fehlen. Begründet wird diese Interpretation immer wieder mit den extrem hohen Opferzahlen bei den Schlachten; auf vielen Seiten werden Gewaltexzesse breit dargestellt. Aber waren diese Grausamkeiten wirklich so charakteristisch für die Kampfhandlungen der französischen Truppen, wie hier suggeriert wird? Nach einer konzisen Einleitung folgt der Leser chronologisch Aufstieg und Niedergang Napoleons. Im Epilog thematisiert Bell dessen Rezeption nach Waterloo. Das Regierungssystem ordnet er dem Absolutismus zu, seine Gegner versuchte Napoleon mit harter Zensur und Bespitzelung in Schach zu halten, und natürlich ist er nicht mit Stalin oder anderen Diktatoren des 20. Jahrhunderts zu vergleichen (S. 53).

Thematisiert wird weiterhin Napoleons großes Engagement im Bereich der Kodifizierung des liberalen Rechts und der Aufbau seines Herrschaftssystems nach rationalen Kriterien. Das von Napoleon eingeführte Präfekturwesen besteht bis zum heutigen Tag. Des Weiteren bietet der Band interessante Hinweise zu Napoleons Prestigepolitik. Er versuchte das Defizit als monarchischer Emporkömmling aus niederem Provinzadel mit seiner repräsentativen Bau- und Kunstpolitik sowie höfischem Gepränge vergeblich zu übertünchen. Das alles half wenig, er war zu militärischen Siegen gleichsam »verdammte«. Aufgrund seines Leitfadens widmet Bell folgerichtig Napoleons militärischem Genie und den Feldzügen breiten Raum. Doch auch gesellschaftliche und wirtschaftliche Themen werden angeschnitten, wobei es gerade in diesen Feldern zu leicht schiefen Darstellungen kommt. Napoleon rührte nicht an den wesentlichen Errungenschaften der Französischen Revolution. Auch die Versteigerungen von enteignetem Kirchengut wurden fortgeführt. Hauptnutznießer dieser Besitzumschichtung waren aber nicht in erster Linie die vermögenden Bauern, sondern die reichen

Notabeln, auf die Napoleon zur Stabilisierung seiner Herrschaft angewiesen war (S. 56). Zudem gab es keine Steuer auf Einkommen, sondern auf Grundbesitz, der in Frankreich noch lange über politische Partizipation, Ansehen und Kreditfähigkeit entscheiden sollte.

Darüber hinaus tradiert Bell den Mythos vom Befreiungskrieg weiter, der von Ute Planert schon vor zehn Jahren dekonstruiert wurde (S. 89). In der preußischen Armee spielten ab 1813 Freiwillige nur sehr kurz eine untergeordnete Rolle. Auch diese Koalitionskriege waren immer noch Kabinettskriege alten Musters, und die Offiziere Friedrich Wilhelms III. hatten wenig Interesse an der militärischen Unterstützung durch unkontrollierte Freischärler. Auffallend ist, dass auf der Liste mit weiterführender Literatur nur zwei Titel von Jean Tulard und einer von Jacques Olivier Boudon in französischer Sprache empfohlen werden, obwohl gerade letzterer in jüngster Zeit zahlreiche Studien zu Militär, Umgang mit Gefangenen sowie zur Polizei vorgelegt hat. Das mag natürlich der Tatsache geschuldet sein, dass Bell sich mit seiner Studie an eine größere Öffentlichkeit richtet. Für diese historisch interessierten Leser legt er mit seiner Biografie eine sehr gut lesbare Studie vor, brillant im Stil und spannend geschrieben. Aufgelockert wird der Text durch zahlreiche pointierte Zitate und Abbildungen.



**Gianenrico Bernasconi, Objets portatifs au Siècle des lumières. Préface de Liliane Hilaire-Pérez, Paris (Éditions du CTHS) 2016, 371 p. (CTH Histoire, 58), ISBN 978-2-7355-0828-0, EUR 28,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Martin Miersch, Gießen**

Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist geprägt durch stark angestiegene Reiseaktivitäten bei Adel, Geistlichkeit und gehobenem Bürgertum. Im Zuge der Erforschung der »Material culture« geraten nun auch jene Gegenstände in den Fokus, die dazu entwickelt wurden, diese Reisen so angenehm und komfortabel wie möglich zu gestalten. Bernasconi liefert eine umfassende Studie zu den Objekten der Mobilität. Sein Untersuchungszeitraum reicht vom Ende des 17. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf kleinstem Raum mussten viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs untergebracht werden. Platzsparen hieß die Devise. Vor allem André Jacob Roubo lieferte mit seiner reich illustrierten »L'art du menuisier« eine unerschöpfliche Quelle für zerlegbare Möbel und Gerätschaften aus Holz<sup>1</sup>. Platzsparende Gegenstände wie Klapplöffel oder Spazierstöcke mit integriertem Sitz fanden ihre Abnehmer, wollte man doch auf Reisen für alle Eventualitäten gewappnet sein. Die europäischen Eliten folgten der Mode der Grand Tour, wodurch neuartige Konsumwünsche erwachten. Es entstand das Bedürfnis, oft benötigte Gegenstände auch auf Reisen stets bei sich zu tragen. Aus dieser Analyse ergeben sich für den Autor eine Reihe von Fragen: Was verraten uns die Objekte über die Alltagskultur des 18. Jahrhunderts und die damaligen Moden? Was begünstigte das Aufkommen dieser Mode der kleinen Dinge, die rasch von bürgerlichen Kreisen nachgeahmt wurde? Entstehen durch diese neuartigen Gegenstände auch neue Formen der sozialen Kommunikation? In einigen Fällen handelte es sich aber nur um eine scheinbare, virtuelle Nützlichkeit: Das Prestige des Besitzers, die Kuriosität dieser Objekte und der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen geraten in den Vordergrund und die Funktionstüchtigkeit in den Hintergrund. Ein Stock, ein Fächer werden zuweilen in der Öffentlichkeit präsentiert, um ein politisches Statement abzugeben. In der Revolutionszeit etwa künden geschnitzte Knäufe von Spazierstöcken oder Tabatieren mit einer Darstellung des Sturms auf die Bastille von der politischen Gesinnung ihres Besitzers. Ausgehend von den Forschungen eines Daniel Roche, John Brewer und Roy Porter sowie von der Kritik am Logozentrismus lenkt der Autor den Blick auf die reiche materielle Kultur des 18. Jahrhunderts. Die Beschäftigung mit Gebrauchsgegenständen ermögliche es, so der Autor, ökonomische und soziale Veränderungen besser zu verstehen und nachzuvollziehen. Objekte der Alltagskultur spiegeln die Werte des privaten, häuslichen Lebens wider.

Die Geburt des Konsums Ende des 17. Jahrhunderts fällt zusammen mit der Intensivierung der

---

<sup>1</sup> André Jacob Roubo, L'art du menuisier, Paris 1769–1772.

Mobilität in Europa. Vorab konstatiert Bernasconi – gestützt auf erhaltene Nachlassinventare – ab dem Ende des 17. Jahrhunderts eine zunehmende Anhäufung von Gegenständen und gesteigerte Konsumwünsche in privaten Haushalten der Mittelklasse. Bernasconis Ziel ist es, anhand des mobilen Objekts zwei Aspekte des Konsums innerhalb des von ihm gesteckten Zeitrahmens näher zu untersuchen: Seine Bedeutung für die technischen Innovationen im Vorfeld der industriellen Revolution und das Verhältnis zwischen dem Beginn der Konsum-Ära und der Veränderung der Lebensweise der Menschen. Der Warenfluss steigerte sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts enorm. Es geht also nicht allein um die Mobilität von Menschen, sondern auch um die Mobilität der Dinge. Mit dieser Entwicklung geht eine deutliche Verbesserung des Straßennetzes sowie der Kommunikationswege einher. Innerhalb der Militärstrategie spielt Schnelligkeit beim Transport von Soldaten und Material eine immer größere Rolle. Transportable Brücken, Kornmühlen und Öfen erhöhen auch hier die Mobilität. Zunächst widmet sich der Autor der Typologie der verschiedenen *objets portatifs* und kommentiert eingehend einige Aufsehen erregende technische Erfindungen des 18. Jahrhunderts wie etwa die einer mobilen Küche oder zusammenklappbarer Feldbetten. Er analysiert erhaltene technische Konstruktionszeichnungen und die in der Académie des sciences aufbewahrten Dokumente zur Propagierung neuartiger Produkte. Das Necessaire, der Reisekoffer oder der »Toilettenkasten«, wie Goethe es nannte, sollte trotz aller Beschwerlichkeiten beim Reisen dem wohlhabenden Reisenden gewisse Annehmlichkeiten verschaffen. Zudem mussten Dosen- und Flaschenverschlüsse erdacht werden, die das Auslaufen von Flüssigkeiten auch bei widrigsten Reisebedingungen unmöglich machten. Die Straßen waren im 18. Jahrhundert oft schlecht befestigt, die Gefahren für zerbrechliche Gepäckstücke daher groß. Das Reiseneccessaire barg möglichst platzsparend Wichtiges für das Leben auf Reisen. Bernasconi betont, dass die Dinge über ihre ursprüngliche Funktion hinaus auch in ihrer Kunstfertigkeit vorgeführt werden sollten. Luxuriöse Reisekoffer dienten demnach auch der Repräsentation des hohen gesellschaftlichen Standes seines Besitzers. Von Bediensteten befördert und gehandhabt stellte ein derartiges Gepäckstück die gesellschaftliche Position seines Besitzers offen zur Schau. Opulent mit Messingbeschlägen ausgestattete, aufwendig intarsierte oder furnierte Reisekoffer lassen bereits bei flüchtigem Blick Rückschlüsse auf den gesellschaftlichen Rang ihrer Besitzer zu. Im 19. Jahrhundert traten dann vermehrt Reiseneccessaires für Damen in Erscheinung. Sie berücksichtigten nun Aktivitäten wie Nähen, Sticken, Malen und Zeichnen. Zum Schluss lässt Bernasconi die Reisenden selbst zu Wort kommen und widmet sich ein Passant noch der Kulturgeschichte der Hosentasche, der Lorgnette und des Fächers. Kurios ist es, wenn eigentlich zerlegbare, für die Reise konzipierte Objekte nie ihrem Zweck dienen, sondern ob ihrer Kunstfertigkeit in einem Kunst- und Naturalienkabinett bestaunt werden oder wenn zeltartig gestaltete Räume eine Mobilität vortäuschen, die sie nicht besitzen.

Fazit: Unbestritten stellt dieser Forschungsbeitrag eine erste, nahezu alle Gattungen der *objets portatifs* des 18. Jahrhunderts behandelnde Sichtung des materiell und quellenmäßig

Überlieferten dar. Der Leser bekommt wertvolle Einblicke in die Organisation der Arbeitsteilung und in das System der staatlichen Anreize für die Entwicklung innovativer Lösungen. Eine breitere Materialbasis zu den einzelnen Kategorien hätte zwar im Einzelfall zu noch differenzierteren Urteilen führen können, doch fasziniert die Vielzahl der vorgestellten technischen Erfindungen und Innovationen. Erfreulich ist insbesondere der gesamteuropäische Ansatz der Studie. Gerade zu den Reiseneccessaires hätte man sich noch mehr Informationen gewünscht. Untersuchungen zu diesem Thema, wie etwa die von Heitmann zu deutschen Toilettengarnituren<sup>2</sup> werden nur knapp gestreift. Wenn auch die entscheidenden technischen Innovationen in der Regel von Frankreich ausgingen, so finden sich auch in britischen, schweizerischen, niederländischen, österreichischen und deutschen Sammlungen zahlreiche aufwendig gestaltete und mit überraschenden technischen Effekten ausgestattete *objets portatifs*, die in der Forschung noch kaum Beachtung fanden. Hier jedoch ist der Grundstein für die Bearbeitung weiterführender Fragen gelegt: Was ist über die Besitzer solcher Objekte und ihre Reisegewohnheiten bekannt? Worin unterscheiden sich Reiseneccessaires von Adligen, Bürgerlichen oder hohen Geistlichen? Wurde ein Gegenstand eher zur Jagd, im militärischen Einsatz oder auf Reisen benötigt? Wie erfolgte das Zusammenspiel der einzelnen handwerklichen Disziplinen? Welche Vorsichtsmaßnahmen unternahmen die Konstrukteure gegen Verschleiß oder Diebstahl? Gianenrico Bernasconi hat uns mit »Objets portatifs au Siècle des lumières« die Tür zu einem vielschichtigen Forschungsgebiet geöffnet.

---

<sup>2</sup> Bernhard Heitmann: Die deutschen sogenannten Reise-Service und die Toilettengarnituren von 1680 bis zum Ende des Rokoko und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung, Diss. München 1979.

**Michel Biard, Hervé Leuwers (dir.), Danton. Le mythe et l'Histoire, Paris (Armand Colin) 2016, 234 p., ISBN 978-2-200-61413-3, EUR 24,90.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Guido Braun, Marburg**

Georges Danton (1759–1794) zählt zweifellos zu den Protagonisten der Geschichte der Französischen Revolution. In der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts erhielt er durch das Drama Georg Büchners (1835) einen zentralen Platz in der Erinnerungskultur an die revolutionären Ereignisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Von der DDR-Forschung abgesehen, präferierten Öffentlichkeit, Politiker und Historiker in Deutschland auch im 20. Jahrhundert Danton gegenüber anderen führenden Akteuren der Revolution, namentlich Maximilien Robespierre. Dies gilt, wie Jean-Numa Ducange in seiner 2012 publizierte Studie »La Révolution française et la social-démocratie. Transmissions et usages politiques de l'histoire en Allemagne et Autriche (1889–1934)« zeigt, insbesondere auch für die deutsche Sozialdemokratie. Dennoch beschäftigt sich die jüngere deutsche Forschung wenig mit der Biografie und dem politischen Wirken Dantons sowie seinem Bild in der Nachwelt.

Generell lässt sich nach dem Bicentenaire von 1989 und seinen Nachwirkungen ein Rückgang der Intensität deutschsprachiger Forschungen zur Französischen Revolution konstatieren, trotz einiger bedeutender jüngerer deutscher Arbeiten etwa zur Kulturgeschichte der Revolution oder den Memoiren zur Revolutionszeit sowie der Beiträge deutscher Wissenschaftler zur internationalen Revolutionsforschung. Insbesondere wäre hier das von Matthias Middell gemeinsam mit Alan Forrest 2016 herausgegebene, ungemein perspektivreiche Werk »[The Routledge Companion to the French Revolution in World History](#)« zu nennen. Dennoch illustriert der Vergleich zur intensiven französischen sowie angelsächsischen Publikationstätigkeit der vergangenen Jahre und Jahrzehnte, dass die Französische Revolution in der deutschen Geschichtswissenschaft keineswegs mehr einen so zentralen Forschungsgegenstand bildet wie noch bis um 1989, und auch ihre Akteure finden – jenseits einiger für ein breiteres Publikum konzipierter Biografien – im internationalen Vergleich wenig Beachtung.

Als umso gewinnbringender erweist sich die Konsultation der jüngeren französischen und englischsprachigen Forschungsliteratur. Selbst bei (scheinbar) bekannten Protagonisten der Revolutionsgeschichte vermag die Forschung neue und originelle Wege zu gehen, nicht nur wenn (wie im Falle Robespierres) ein jahrhundertlang verschollener Quellenbestand entdeckt wird. Einen die Hauptkenntnisse früherer Forschungen bündelnden, sich in Kontroversen behutsam, aber klar positionierenden und die Forschungsdiskussion weiterführenden Sammelband über Georges Danton

haben mit Michel Biard und Hervé Leuwers nun zwei in den vergangenen Jahren höchst produktive französische Revolutionshistoriker vorgelegt. 2014 erschien ihr sehr überzeugender Sammelband »Visages de la Terreur. L'exception politique de l'an II«, 2013 das von ihnen gemeinsam mit Philippe Bourdin und Pierre Serna herausgegebene Sammelwerk »1792. Entrer en république«. 2014 trat Leuwers zudem mit einer Robespierre-Biografie hervor, die zu den herausragenden einschlägigen Veröffentlichungen der letzten Jahrzehnte zählt, Biard 2015 mit einer für die Kultur-, Sozial- und Aktorengeschichte der Französischen Revolution höchst aufschlussreichen Monografie »La Liberté ou la mort. Mourir en député, 1792–1795«.

In ihrem nun erschienenen »Danton« nehmen Herausgeber und Autoren eine doppelte Perspektivierung vor, die dessen Leben und Wirken sowohl im zeitgenössischen Kontext untersucht als auch die verschiedenen Facetten der von der Nachwelt entwickelten Danton-Bilder sowie die Prozesse und Ergebnisse der Mythenbildung um Danton dekonstruiert. Insofern lässt sich ihr Werk mit dem 2013 von Marc Belissa und Yannick Bosc zu einem anderen Protagonisten der Revolutionsgeschichte vorgelegten Sammelband »Robespierre. La fabrication d'un mythe« oder mit dem 2014 in zweiter Auflage von Michel Biard und Philippe Bourdin herausgegebenen Sammelwerk »Robespierre. Portraits croisés« vergleichen.

Die vierzehn Beiträge (nebst Einleitung) des hier rezensierten Sammelbandes eröffnen ein breites Panorama von Dantons sozialem Aufstieg aus einfachen Verhältnissen zum Anwalt – *avocat ès Conseils du roi* – vor 1789 (Philippe Tessier) und seinem Weg zum Revolutionär (Haim Burstin) über das Verhältnis des Ministers und Konventspräsidenten Danton zum Theater sowie die spätere Verarbeitung des historischen Stoffes seines revolutionären Wirkens auf der Bühne (Philippe Bourdin) bis hin zur berühmten Kontroverse zwischen Alphonse Aulard und Albert Mathiez um die Deutung Dantons und der Französischen Revolution (Alric Mabire) sowie einer Dekonstruktion der Mythenbildung um seine Person und Politik (Annie Duprat und Pascal Dupuy).

Obleich ein Sammelband, an dem fünfzehn Autorinnen und Autoren mit Aufsätzen zu teilweise recht speziellen Themen beteiligt sind (das Autorenverzeichnis führt kurioserweise eine sechzehnte Autorin auf, von der sich kein Beitrag im Band findet), nicht die inhaltliche Geschlossenheit einer Biografie aus einem Guss erreichen kann, werden doch alle wesentlichen Aspekte behandelt oder zumindest angeschnitten. Neben den bereits genannten Beiträgen widmen sich die Aufsätze des Bandes Dantons Wirken im Club der Cordeliers, der nach Jules Michelet als »école révolutionnaire« für Danton bezeichnet wird (Raymonde Monnier), ferner der konträr diskutierten Frage nach seiner Verantwortlichkeit für die »Septembermassaker« 1792 (Côme Simien), seiner Funktion als Kommissar des Nationalkonvents in Belgien zwischen Dezember 1792 und März 1793 (Laurent Brassart), dem Konzept der »natürlichen Grenzen« (»frontières naturelles«) in seinen Reden zum Krieg und zur Verteidigung des Vaterlandes (Bernard Gainot), der Rolle Dantons in der »Terreur« (Annie Jourdan),

seiner Ausgleichspolitik und Positionierung im Kampf der politischen Faktionen (Anne de Mathan), dem Problem seiner Korruptierbarkeit (Richard Flamein) sowie Prozess und Hinrichtung Dantons (Michel Biard). Schließlich ist der überzeugende Beitrag Hervé Leuwers zum Verhältnis Danton-Robespierre zu nennen, dessen Charakterisierung als »duel« gängig ist, aber allzu schablonenhaft wirkt und eigentlich eine posthume Konstruktion darstellt, die zwei »Brüder in der Revolution« (»frères en Révolution«, S. 142) zu »zwei Archetypen der Revolution« (»deux archétypes révolutionnaires«, S. 153) transformiert, wie der Verfasser eindrücklich vor Augen führt.

Obwohl sich die Autorinnen und Autoren des Bandes in Forschungsdebatten eindeutig positionieren, betonen Annie Duprat und Pascal Dupuy im abschließenden Beitrag, der sich dekonstruktivistisch mit den »Images et mémoires« befasst, zu Recht und überzeugend die Offenheit der Diskussion, indem sie – in augenfälliger Analogie zu dem Robespierre gemeinhin zugeschriebenen Attribut »der Unbestechliche« (»l'Incorruptible«) – Danton zum »Unfassbaren« (»l'Insaisissable«) deklarieren. Diese Einsicht in die Unabgeschlossenheit der Bewertung ergibt sich konsequenterweise aus der in verschiedenen Beiträgen des Bandes herausgearbeiteten Prägung der vielfältigen historischen Danton-Bilder durch die Orientierungs- und Legitimierungsbedürfnisse der jeweiligen Gegenwart und Interessen. Die Tatsache, dass ein ausgewogener und offener »Danton« heutzutage eher als das kollektive Werk einer Reihe von Spezialistinnen und Spezialisten denn als Darstellung aus einer einzigen Feder zu überzeugen vermag, legt ihrerseits von der Komplexität und Verästelung der Forschungsdiskussion Zeugnis ab. Darüber hinaus legt der Band eine Reihe weiterhin bestehender Forschungsdesiderate offen, etwa die überfällige semantische Analyse des Corpus der Reden Dantons.

**Rafe Blaufarb, *The Great Demarcation. The French Revolution and the Invention of Modern Property*, Oxford (Oxford University Press) 2016, XIV–304 p., ISBN 978-0-19-977879-9, GBP 47,99.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Bernard Gainot, Paris**

Rafe Blaufarb, spécialiste internationalement reconnu de la période de transition entre les mondes modernes et la période contemporaine (1750–1840) pour ses travaux sur l'armée française ou les privilèges fiscaux, nous livre là un ouvrage ambitieux, érudit, fondamental. La »grande démarcation«, la césure franche entre l' »Ancien Régime« et le »Nouveau Régime«, c'est le projet, proprement utopique, de séparer totalement la sphère publique et la sphère privée, le bien commun et la propriété individuelle, la souveraineté et la possession.

C'est un problème d'envergure qui a occupé plusieurs générations d'historiens, et que l'on croyait définitivement réglé dans les rubriques de synthèse de nos manuels classiques: la fin du féodalisme, le triomphe de la bourgeoisie, le règne des propriétaires ... Ce sont de grandes entités qui bornent ainsi notre horizon historiographique, comme désincarnées. La disparition des choses anciennes, l'avènement des choses nouvelles, tout ce processus que les interprétations déterministes ont décrit comme inéluctable et structurel, a certes été questionné; on en a mis en doute les bénéficiaires exclusifs, on en a souligné les rythmes et les contradictions. Mais ce que Blaufarb montre ici avec force, c'est la volonté qui pousse un groupe de juristes (héritiers des légistes), les Tronchet, Merlin de Douai, Cambacérès, Berlier, etc. à mener à bien, et avec constance, un projet qui n'est pas tant radical – car ce terme recouvre aujourd'hui bien des significations diverses, que cohérent jusqu'à la limite où la rationalité se retourne contre elle-même. La Révolution va donner à ce groupe l'opportunité de mettre en œuvre ce projet séculaire: la coupure entre la sphère de l'exercice de la souveraineté, et la sphère de la jouissance de la propriété, l'une et l'autre obéissant à des logiques absolues.

Sous l'Ancien Régime, le »féodalisme« renvoie à un système complexe de détention des biens, mais aussi d'administration des pouvoirs. Il y a donc une confusion totale entre la propriété et l'ordre constitutionnel. Les propriétaires sont également des titulaires de charges administratives, de charges judiciaires, et même de pouvoirs souverains. L'interprétation classique (disons pour aller vite celle qui relève de la »révolution bourgeoise«) de la phase de transition a entretenu cette confusion, en ramenant toutes les formes de propriété à l'aune des possessions matérielles, le foncier et l'immobilier, sous prétexte que la dynamique des échanges à l'époque moderne absorbait le symbolique dans le marché, transformant les seigneuries en objets de commerce. Cette interprétation

néglige l'ordre constitutionnel, dont la seigneurie est un des piliers, puisqu'elle est un échelon judiciaire et un échelon administratif, tout autant qu'un cadre de production.

Le propos de l'auteur est donc de mettre l'accent sur cette dimension constitutionnelle. Or, et c'est le deuxième apport fondamental de cet ouvrage, la forme constitutionnelle féodale (la détention privée de charges publiques, et la possession hiérarchisée de fiefs emboîtés) a fait l'objet d'une critique systématique menée par une génération de légistes imprégnés de droit public et d'historiographie humaniste, entre 1560 et 1620 (Charles Dumoulin, Jean Bodin, Charles Loyseau). La constitution féodale est illégitime parce qu'elle repose sur une usurpation seigneuriale du domaine royal, lui-même produit de la conquête franque au détriment des libres propriétaires gallo-romains. Les légistes révolutionnaires reprennent l'héritage de leurs devanciers humanistes; leur conception de la propriété vient davantage de la réflexion des débuts du XVII<sup>e</sup> siècle sur la seigneurie et les alleux, que des traités de Locke. Mais, surtout, la crise financière de la monarchie administrative offre l'opportunité d'inscrire dans la loi un nouveau régime constitutionnel.

Les décrets des 4 et 11 août 1789, puis la vente des biens du clergé en novembre, définissent le cadre de cette transition que les juristes à la manoeuvre espèrent claire, rapide et définitive. Or, il n'en fut rien, contrairement aux attentes. Et c'est le troisième apport du travail de Blaufarb: le heurt de l'utopie rationalisante nourrie de la riche culture humaniste, renouvée par l'idéologie du »Bien public« des réformateurs des Lumières, et d'une réalité sociale faite d'une infinité de transactions quotidiennes au cours desquelles le langage de la féodalité n'est pas tant l'expression d'un système de domination, qu'un cadre de référence pour les relations communes. Je pense ici à une autre institution, sur laquelle d'ailleurs les mêmes légistes ont beaucoup réfléchi, et dans les mêmes termes que pour la constitution féodale, qui est l'esclavage, devenu au fil du temps, dans les sociétés coloniales, moins un mode de production qu'un fait social qui irrigue le tissu relationnel.

La complexité du réel se traduit, d'une part, par les très riches débats des assemblées, puis du Conseil d'État à l'époque napoléonienne, avec en contrepoint la cascade de pétitions et de recours juridiques, qui introduit aux multiples contradictions de la transition, là où l'historiographie a bien trop souvent ramené la contradiction au choc entre l'intérêt privé de l'égoïsme de classe, et le droit naturel forcément égalitaire.

L'auteur va suivre ces débats, ces résistances, le lent et difficile avènement d'un nouvel ordre de choses, à travers ces grandes étapes que sont la nuit du 4 août, la loi dite d'abolition de la féodalité du 17 juillet 1793, les vaines tentatives de clarification sous le Directoire en ventôse an VII (mars 1799), les résistances du Conseil d'État sous l'Empire lors des entreprises de codification, et jusqu'à la mise en place définitive du Nouveau Régime pendant la monarchie constitutionnelle. Les divers champs d'application de la législation sont passés en revue au fil des chapitres; les métamorphoses du domaine direct, la délimitation du domaine national, à travers le traitement des engagements, des



rachats et des rentes. L'édit de Moulins de 1566, qui posait le principe de l'inéaliabilité du domaine royal, va servir de borne chronologique intangible. Toutes les propriétés individuellement détenues avant 1566 deviennent des biens individuels intouchables. En conséquence, toute propriété issue du démembrement du domaine royal postérieurement à 1566 est légalement reclassifiée. La collecte des titres écrits et des contrats originels devient la justification majeure de la constitution des dépôts d'archives. Cette démonstration convaincante pourrait être poursuivie sur d'autres terrains, comme celui du domaine congéable dans l'Ouest de la France, qui donna également lieu à débats, controverses, brochures et pétitions. Rafe Blaufarb a mené son enquête sur le terrain dans plusieurs régions (Normandie, Lyon, Provence, Sud-Ouest ...), ce qui conforte la démonstration.

Il offre ainsi aux chercheurs – et à un public averti des enjeux structurels (et non anecdotiques) de la transition révolutionnaire – un livre stimulant et bien informé (en témoigne le glossaire des termes juridiques du »complexe féodal«), qui renouvelle complètement les perspectives de recherche sur des points que l'on pensait pourtant acquis, comme la vente des biens nationaux, l'extinction de la féodalité, les mutations de la dette publique, etc. L'auteur formule sur tous ces points des hypothèses fortes qui appellent le débat.

**Étienne Bourdeu, Les archevêques de Mayence et la présence espagnole dans le Saint-Empire (XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècle), Madrid (Casa de Velázquez) 2015, XII–286 p., 4 cartes, 2 tabl. (Bibliothèque de la Casa de Velázquez, 65), ISBN 978-84-90960-13-4, EUR 24,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Josef Johannes Schmid, Manubach/Mainz**

Der Gesamtkomplex der spanisch-deutschen Beziehungen zur Zeit des Ancien Régime ist weit davon entfernt, einen Schwerpunkt der Frühneuezeitforschung zu bilden. Zu den wenigen rühmlichen Ausnahmen von dieser allgemeinen Beobachtung zählen die meist von Friedrich Edelmayer mitverantworteten Bände der Reihe »Hispania-Austria«, welche sich in den bislang erschienenen Teilen der Zeit Maximilians I., Felipes II und schließlich des Spanischen Erbfolgekrieges widmen<sup>1</sup>. Wie im Titel unschwer zu übersehen, liegt der Fokus hier auf den transeuropäischen Beziehungen des Hauses Österreich (Habsburg), was durch die politisch-dynastischen Gegebenheiten plausibel erscheint. Es war allerdings auch Friedrich Edelmayer, welcher 2002 – im publizistischen Rahmen der gleichen übergeordneten Reihe – die dynastische Perspektive verlassend das »Netzwerk Philipps II. im Heiligen Römischen Reich«, so der Untertitel seiner Studie, untersuchte<sup>2</sup>.

Völlig unbeachtet aber waren bislang die geistlichen Reichsfürsten geblieben, also jener Stand, welcher gerade aufgrund seiner (in mehrfacher Hinsicht) eminenten geistlich-konfessionellen Rolle als ideales Pendant des bis heute weitgehend »erkatholisch« konnotierten Spanien des *siglo de oro* erscheinen musste.

Genau bei dieser aus der Konfessionalismusdebatte entsprungenen These hakt die vorliegende, hier anzuzeigende Studie aus der Feder Étienne Bourdeus ein, welche sich, in Überarbeitung einer 2011 an der EHESS verteidigten *thèse de doctorat*, mit der Korrelation zwischen den Mainzer Erzbischöfen und der spanischen Präsenz im Reich während des 16. und 17. Jahrhunderts beschäftigt. Und – um es gleich zu sagen – eine der unleugbaren Meriten dieser schönen Arbeit besteht darin, den mittlerweile erfreulicherweise nicht mehr unumstrittenen (da letztlich unbrauchbaren, anachronistischen und unhistorischen) Ansatz der Konfessionalisierungsthese zu erschüttern. Das

---

<sup>1</sup> Friedrich Edelmayer, Alfred Kohler (Hg.), Hispania-Austria. Die katholischen Könige, Maximilian I. und die Anfänge der Casa de Austria in Spanien/Los Reyes Católicos, Maximiliano I y los inicios de la Casa de Austria en España (Studien zur Geschichte und Kultur der iberischen und iberoamerikanischen Länder, 1), Wien, München 1993; Friedrich Edelmayer (Hg.), Die Epoche Philipps II./La época de Felipe II (1556–1598) (Hispania-Austria II. Studien zur Geschichte und Kultur der iberischen und iberoamerikanischen Länder, 5), Wien, München 1999; [Id., Virginia León Sanz, José Ignacio Ruiz Rodríguez \(Hg.\), Hispania-Austria III. Der Spanische Erbfolgekrieg/La Guerra de Sucesion española \(Studien zur Geschichte und Kultur der iberischen und iberoamerikanischen Länder, 13\), Wien, München 2008.](#)

<sup>2</sup> Friedrich Edelmayer, Söldner und Pensionäre. Das Netzwerk Philipps II. im Heiligen Römischen Reich, Wien, München 2002 (Studien zur Geschichte und Kultur der iberischen und iberoamerikanischen Länder, 7).

Faktische der Historie folgte nämlich nicht dem Konstrukt der posthumen Theorie und dies schon seit Beginn des untersuchten Zeitraums. Felipe II zögerte nicht, lutherische Söldner anzuheuern, der – wiewohl ebenfalls lutherische – Kurfürst von Sachsen zählte (vor 1630) zu den Vertrauten des spanischen Hofes, worauf 1623 in einer diplomatischen Instruktion eigens hingewiesen wurde. Gegenüber dem Herzog – dann Kurfürsten – von Bayern, Hauptstütze der katholischen Partei im Reich (Liga) aber herrschte Misstrauen ...

Soviel zu methodischer Einordnung und Erkenntnisgewinn. Selbstredend bleibt Bourdeu nicht dabei stehen, obsoletere historiografische Konstrukte zu widerlegen, sondern erschließt dem Leser auf knapp 230 Textseiten sowie einem sprechenden Anhang das oftmals diffuse, immer aber faszinierende Beziehungs- und Interessengeflecht der beiden wiewohl unterschiedlich gewichtigen Partner. Hierbei sollte man jedoch nicht übersehen, dass das Kurfürsten- und Erzkanzleramt der Mainzer Bischöfe zwar die Bedeutung der transkontinentalen spanischen Monarchie weder in politischer, noch in religiöser Hinsicht aufwiegen konnte, sie aber dennoch als Ansprechpartner und Stütze der Reichspolitik, zumal bis hinein in 1630er Jahre – wohl nicht zuletzt auch aufgrund der zentralen Lage des Mainzer Erzstifts – empfahl.

Das Hauptverdienst der von Bourdeu präsentierten Studie liegt in der feinen Herausarbeitung der spanischen und Mainzer Positionierung (auch gegenüber dem Wiener Kaiserhof/-haus) und gipfelt in der plausiblen, vom Autor gleichermaßen argumentativ gut belegten wie sprechend dargelegten These, wonach der Einfluss Spaniens im Reich (via Mainz) in dem Maße zurückging, als die Wiener Position an Bedeutung zunahm. Im gleichen Maße bot sich dann – eine logische Wechselfolge – der Kaiser wieder eher als Garant und Anspruchspartner für Mainz an.

Dieser – *après lecture* – wohl kaum mehr zu leugnenden Zentralthese aber steht eine brillante Analyse des erwähnten politisch-diplomatischen Makrokosmos gegenüber, welcher in seiner Detailfülle zu überzeugen weiß.

Fassen wir in kurzen Worten zusammen: Étienne Bourdeu vermag nachdrücklich, in einer intelligenten Arbeit, ausgehend von einer bislang nahezu vernachlässigten Fragestellung das Blickfeld historischer Sichtweise sowohl für die *monarchia hispanica* wie für die Mainzer Prälaten deutlich zu erweitern – für erstere hinsichtlich ihrer Reichs-, oder besser gesagt zentraleuropäischen Politik, für letztere hinsichtlich der *crucial period* des Untersuchungszeitraums, also vor ihrer bereits sattsam aufgearbeiteten Rolle für die aufstrebende französische Politik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Dass Étienne Bourdeu dies in angenehmer Sprache, einem gut lesbaren Stil und einer stringenten wie kohärenten Argumentation gelang, empfiehlt das Buch noch mehr als Lektüre für jeden an der in ihrer Gesamtbedeutung doch ungemein bedeutsamen Materie auch nur entfernt Interessierten.

**Albrecht Burkardt (dir.), L'Économie des dévotions. Commerce, croyances et objets de piété à l'époque moderne, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2016, 428 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-4890-9, EUR 24,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Michael Quisinsky, Freiburg (Schweiz)**

Wenn Monty Pythons »Ritter der Kokosnuss« (S. 20) in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung zu historischen und theologischen Ehren kommen, muss es sich um ein wichtiges Buch handeln. Natürlich ist die entsprechende Nebenbemerkung in der Einleitung des Herausgebers Albrecht Burkardt (Limoges) in erster Linie ein *clin d'œil*, aber dieser steht – faktenbezogenen Ritterorden, Pilgerdevotionalien und Handelswege aufeinanderbeziehend – für Weite und Tiefe der Perspektiven und Analysen in der überaus dichten Einleitung, auf deren Höhe auch die meisten Beiträge des Bandes angesiedelt sind.

Der Band widmet sich dem höchst spannenden Zusammenhang von Wirtschafts- und Religionsgeschichte, näherhin der Geschichte der religiösen Praxis bzw. Praktiken. Gleich vorweg gesagt sei, dass sowohl die historische Perspektive, die in Albrecht Burkardts Einleitung im Vordergrund steht, als auch die theologische Perspektive, die sich nicht zuletzt im wohlwollenden Aufgreifen des Potentials dieses Bandes äußern kann, von der Erforschung dieses Zusammenhangs in hohem Maße bereichert werden. Beide sind ja mit dem Sachverhalt konfrontiert, dass noch das religiöse Bestreben, die Welt zu transzendieren, durch und durch weltlich geprägt ist (ohne aus theologischer Sicht auf diese Prägung reduziert werden zu können). Geschichtliche Auswirkungen dieses Sachverhalts – etwa unterschiedliche konfessionelle Prägungen, wie sie sich aufgrund entsprechender Vorläufer und ausgelöst durch konkrete Konstellationen im Reformations- und Konfessionalisierungszeitalter herausbildeten – spielen bis heute eine zentrale, wenn auch oft unterschwellige Rolle für das historische wie zeitgenössische Verständnis von Gesellschaft und Kultur.

Als Konkretisierung und Exemplifizierung eignen sich die Studien dieses Bandes besonders in ihrer Zusammenschau, und so kann man Burkardt nur zustimmen, wenn er resümiert: »D'entrée de jeu, il est clair en tout cas qu'une stricte opposition entre sphères religieuses et activités ou intérêts économiques n'a pas de sens pour les terrains d'études ici envisagés. L'enjeu consiste bien plutôt à analyser dans quelles configurations précises s'établissent les rapports entre les deux domaines« (S. 12). Dabei gilt den impliziten und expliziten Spannungen ebenso Aufmerksamkeit wie den ausgesprochenen und unausgesprochenen Überschneidungen.

Vier Teile umfassen insgesamt siebzehn Beiträge. Im ersten Teil geht es um Wallfahrts- und andere religiös konnotierte Orte. Der zweite und der dritte Teil widmen sich dem Zusammenhang von

religiösen Äußerungsformen und Kommerz, einmal unter dem Blickwinkel von wirtschaftlichen Verteilungsmechanismen, einmal in der Perspektive von Konflikt, Koexistenz und Anpassungen. Der vierte Teil schließlich enthält die Beiträge zu kommerziellen Netzwerken und Einzelakteuren. Ein achtzehnter Beitrag fungiert als Epilog und eröffnet einen spannenden Ausblick in interreligiöse und politische Herausforderungen der Gegenwart, ist er doch einer koptischen Marienwallfahrt in Kairo gewidmet. Naturgemäß ist die Informationsfülle gewaltig, zahllose Einzelerkenntnisse bereichern Mentalitäts-, Wirtschafts- und Frömmigkeitsgeschichte. Hervorzuheben ist dabei, dass neben dem geographischen Schwerpunkt Frankreich mit seinem katholischen bzw. auch reformatorisch-gegenreformatorischen Hintergrund Ausblicke nach Mekka und Südamerika erfolgen. Dafür steht der im Band enthaltene Beitrag von Silvia Marzagalli (Nizza) über den konfessionsübergreifenden Handel in Frankreich, der zuvor bereits in englischer Sprache erschienen war. Vermag eine sprachliche und kulturelle Außenperspektive das Verbindende zwischen den Konfessionen in einem Sprachraum stärker zu berücksichtigen? Metareflexionen dieser Art sind nicht so sehr Gegenstand historischer Sammelbände, werden aber dennoch von ihnen evoziert. In jedem Fall zeigt sich hier, dass ein scheinbar so faktenorientiertes Thema wie Wirtschaftsgeschichte (und damit auch Wirtschaftswissenschaft) von Vorannahmen und Fragehorizonten ausgeht, die letztlich stark interpretativ sind.

Herausgegriffen sei exemplarisch zunächst der Beitrag von Philippe Martin (Lyon). Er widmet sich mit der Spiritualitätsgeschichte einem sicherlich unterschätzten Teil der Geschichtsschreibung von Theologie und Wirtschaft. Martin zeigt, wie sich durch Reformation und Gegenreformation die religiöse Bewertung der Arbeit verändert hat. Theologische Positionen waren hier den Herausforderungen des praktischen Lebens ausgesetzt, das seinerseits ohne seine religiöse Deutung kaum verstanden werden kann. Martin zufolge wurde hier in einer selbstverständlich zeitbedingten Form ein Grundstein gelegt für einen Antwortversuch auf eine der großen Fragen des Christentums im zwanzigsten Jahrhundert, nämlich die nach dem Zusammenhang zwischen dem mit Blick auf Gott geglaubten Sinn der Geschichte und näherhin des gesellschaftlichen Fortschritts einerseits und der persönlichen Involvierung von Laien (im theologischen Sinne von Nichtklerikern) in die Zusammenhänge der Welt und die entsprechenden gesellschaftlichen Mechanismen andererseits. In diesem Sinn sieht Martin im 17. Jahrhundert Vorläufer für die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* des II. Vatikanischen Konzils (1962–1965) (vgl. S. 389), mit dem sich die katholische Kirche bis heute prägend neu ihrer Verortung in der Welt vergewissert hat. Ähnlich diachron aufschlussreich ist auch der Beitrag von Marco Moroni (Ancona), der detailliert die Wechselbeziehung zwischen Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte in Loreto, einem religiösen Zentrum Italiens, vom 15. bis zum 20. Jahrhundert untersucht. Véronique Sarrazin (Angers), die anhand des »*Almanach spirituel*« wichtige Aspekte des religiösen Buchmarktes aufzeigen kann, belegt einerseits einen Erfolg der Katholischen Reform im 17. Jahrhundert und andererseits den rasanten Wandel im 18. Jahrhundert. Es wäre angesichts der nach wie vor

unabgeholten Herausforderungen des Aufklärungszeitalters sehr wünschenswert, dass FrömmigkeitsgeschichtlerInnen und TheologInnen darauf aufbauend die Veränderungen der religiösen Praxis (s. S. 233) auch in einen größeren geistes- und kirchengeschichtlichen Rahmen einordnen.

Aus theologischer Sicht ist der wohl, wenn auch auf subtile Weise, spannendste Ertrag des Bandes der komplexe Zusammenhang zwischen dem, was Burkardt in seiner Einleitung »religion populaire« und »religion des clercs« nennt (S. 26–28). Spannend ist dieser Ertrag, weil er tiefe Einblicke in die innerhalb einer Konfession generierte Mentalität – jenseits der Fassaden – ermöglicht, aber auch, weil er die Komplexität religiöser Praxis nicht nur in den innerhalb der Religion gegebenen Spannungsfeldern aufzeigt, sondern auch in den Wechselwirkungen mit politischen Akteuren, wobei Frontstellungen und Koalitionen zwischen Volk, Klerus und weltlichen Herrschern ständig im Fluss sind. Burkardt selbst zeigt in seinem vorbildlich recherchierten, glänzend geschriebenen und inhaltlich wie methodisch innovativen Beitrag mit dem schwer übersetzbaren Titel »Économie du faux« nicht nur Ergebnisse, sondern auch Forschungsdesiderata auf. Seine historische und theologische Umsicht in Verbindung mit geradezu psychologischem Einfühlungsvermögen führen in Tiefendimensionen gelebter Religion mit ihren guten wie schlechten Seiten, die nie unabhängig von gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Aspekten verstanden werden können (vgl. bes. S. 284f.). Insofern es der Theologie um eine Heilsökonomie (»économie du salut«) geht, kann sie von Fallstudien dieser Art auch dann lernen, wenn sie ihrerseits auf deren spezifische Reichweite hinweist.

**Marika Galli, *La conquête alimentaire du Nouveau Monde. Pratiques et représentations franco-italiennes des nouveaux produits du XVI<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris (L'Harmattan) 2016, 438 p. (Questions alimentaires et gastronomiques), ISBN 978-2-343-08081-9, EUR 39,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Rebecca Earle, Coventry**

As I read this delightful book by Marika Galli I found myself constructing a new chronology for early modern Europe. Instead of beginning with the Reformation and ending with the French Revolution, my alternative timeline features gastronomic landmarks. It starts with »le siècle d'or du sucre«, passes through »l'avanzata del burro nella cucina di *élite*« and ends with the »révolution de la pomme de terre« (p. 90, 48, 10). Will it catch on? Perhaps not, but »La conquête alimentaire du Nouveau Monde« certainly prompts readers to ask new questions and propose new interpretations.

The book begins with a limpid account of early modern European dietary norms. Galli explains the Galenic principles underpinning medical recommendations regarding diet and lifestyle, the religious implications of consumption and abstention, the intersections between personal temperament, social class, and recommended diet, and the changing features of culinary fashions. It offers an excellent review of the evolution of French and Italian cookery books and dietary advice manuals, in particular. In this regard, »La conquête alimentaire du Nouveau Monde« is a deeply learned and immensely readable study of early modern dietetics, based on an exceptional range of printed primary sources, densely larded with references to diverse bodies of historiography, from linguistics to post-structural critique. At the same time it offers an absolute treasure-trove of information on all manner of culinary matters. Who knew that in eighteenth-century Paris one could buy chile-flavoured vinegar, candied chile conserve, and pickled maize kernels?

This foundational material forms the first half of the book. The second half addresses the topic raised in its title: the penetration of new-world foods into elite foodways in Italy and France. Galli assesses the European careers of six emblematic plants: chiles, cacao, maize, potatoes, tomatoes and pineapples. Each is approached systematically through a clear and structured account of, first, the foodstuff's significance within indigenous culture in the Americas, then the earliest European responses to it, and then its progress through the processes of botanical analysis, culinary adaptation, and cultural evaluation. For this Galli employs early modern travel narratives, writings by botanists and other learned individuals, and cookery books. Analysis is not confined to familiar authors such as José de Acosta, Peter Martyr and Gonzalo Fernández de Oviedo. Galli also considers Guiliano Fiaschi, Francesco Carletti, Galeotto Cei and other less canonical figures. Generous citations from these sources help make the book a rewarding read, and if you are looking for an early modern

recipe for tomato sauce or truffled maize polenta or potato gnocchi, you're in for a treat. Of course there are particular matters with which one might quibble, such as Galli's discussion of *chuño* (p. 268–269), or her use of the term *chocolatl* (p. 182), or her claim that the earliest illustrations of a cacao tree date from the sixteenth century (p. 186), but Galli's expertise does not lie in the field of indigenous history, and it is not reasonable to expect her to display the same mastery of this material that she so amply possesses in early modern European history<sup>1</sup>. After all, her aim is to document and explain the very different early modern European careers of her six foods, not to provide a comprehensive history of their importance in indigenous cultures.

Somewhat more surprising is Galli's neglect of a number of influential interpretations that directly address her central concern to explain the historical processes whereby these foods entered European dietaries. For instance, Galli's account of the triumph of chocolate would have been greatly enriched by engagement with the work of Marcy Norton. Norton has argued in several well-received works that the ways in which Europeans learned to enjoy chocolate were deeply indebted to Amerindian consumption practices. Far from disliking the piquant taste of indigenous chocolate, Europeans – so Norton argues – sought to replicate those flavours. In Norton's view, Europeans »developed a taste for Indian chocolate, and they sought to re-create the indigenous chocolate experience in America and in Europe«<sup>2</sup>. They did this, in part, as Galli herself documents, by consuming chocolate as a beverage, by adding chile and other spices, and by using Meso-American preparation techniques. Galli's conclusion that chocolate was »européanisé« on arrival in the old world therefore not wholly convincing (p. 179).

How compelling is Galli's interpretation overall? Although she cautions against one-size-fits-all explanatory models, she does identify some common features. To begin with, »en règle générale l'acceptation d'un produit nouveau alimentaire est plus aisée quand on peut l'utiliser de façon traditionnelle« (p. 264). In addition, foods that resembled existing plants were more easily embraced. Chiles thus succeeded because of their similarity to black pepper. At the same time, novelty could prove appealing; chocolate entered the European dietary because it was delightfully new. A key element of Galli's argument is that the associations Europeans forged between familiar and unfamiliar plants helped determine which foods were embraced and which were shunned. If Europeans persistently associated a foodstuff with toxic plants, they were disinclined to welcome it. Likewise, if a new food was compared to the lowly vegetables consumed by peasants, it was unlikely to grace the tables of the European elite.

Certainly resemblance was a powerful source of meaning for natural philosophers and theologians.

---

<sup>1</sup> The term *chuño* does not refer to the ways in which sweet potatoes were prepared in the Caribbean; *chocolatl* is a post-conquest neologism; and there are many pre-Columbian images of cacao trees.

<sup>2</sup> Marcy Norton, Tasting Empire: Chocolate and the European Internalization of Mesoamerican Aesthetics, in: *The American Historical Review* 111:3 (2006), p. 660–691.



Many scholars, from Antony Grafton to Michel Foucault, have explored the near-universal tendency of early modern science to draw analogies and identify similarities. Galli is surely correct that the nature of these comparisons reveals a great deal about early modern structures of knowledge. At the same time, as she also insists, these responses were rarely pre-determined or self-evident. Thus a new food may have been said to resemble other more familiar foods, but the nature and significance of this resemblance requires careful excavation. Ex-post-facto explanations are of little use. Yet »La conquête alimentaire du Nouveau Monde« often adopts precisely the approach Galli rightly warns against. Her explanation for the sluggish pace at which potatoes and tomatoes were integrated into early modern foodways is a case in point. In her view, hostility to potatoes and tomatoes derived in part from learned suspicions about their potential toxicity as members of the Solanaceae family, which also includes henbane and deadly nightshade. Leaving aside the question of whether potatoes were in fact shunned – a matter to which I will return – it is not clear why this botanical classification should have been an impediment, given that, as Galli also notes, the quickly-assimilated chile pepper was similarly identified as a Solanaceae. Tomatoes, in turn, were likened to *both* the dangerous mandrake and the appealing orange. Resemblance and classification thus throw only a murky light onto a foodstuff's European career.

What about climate? As Galli notes, environmental conditions were sometimes a factor in shaping the spread of a particular plant. There is for instance a growing scientific scholarship on the processes of adaptation that were necessary before the Andean potato was able to flourish in Europe's different day-lengths. At the same time, increasing evidence shows that even the most unlikely of tropical plants could flourish in apparently inhospitable climes. The successful cultivation in 2014 of sweet potatoes at Hampton Court reinforces historical claims that the tubers were grown there in Tudor times, for instance<sup>3</sup>. It's therefore not the case that because the sweet potato »a besoin d'un climat chaud [...] elle ne se diffusa jamais dans le nord de l'Europe« (p. 276). Nor can the patchy embrace of the tomato be explained purely by climate. As Galli notes, the tomato penetrated slowly into parts of central Italy despite the fact that it grows easily in these zones. From this she concludes that the tomato was evidently perceived to lack any positive features that would have aided its assimilation. True enough, but why, then, was it embraced with greater alacrity in southern Italy?

Perhaps explanation lies in a desire to emulate the consumption practices of the elite. Did the spread of the chile pepper reveal a process of imitation, for instance? The spicy pod quickly entered the dietaries of rich and poor in many parts of Europe, as Alfred Crosby noted some fifty years ago (Crosby's name, incidentally, is oddly absent from Galli's text). Was this because »les classes inférieures imitent les mœurs des nobles«, who had long enjoyed black pepper and other imported spices (p. 159)? Perhaps, but Galli doesn't produce any evidence one way or another about how

---

<sup>3</sup> Vicki Cooke, The History of Sweet Potatoes, 25 Nov. 2015, Historic Royal Palaces Gardiner's Blog, <http://blog.hrp.org.uk/gardeners/history-of-sweet-potato/>.

ordinary people viewed the chile, so it's hard to say for sure.

This points to a larger problem raised by Galli's approach. That is that she does not differentiate clearly between the treatment of these foods in the learned print culture that forms the heart of her analysis, and the slower histories of their penetration into the eating practices of non-elites. To be sure, as Peter Burke and others have reminded us, the great and little cultures of early modern Europe were not entirely separate. Nonetheless, Galli never explains why, for instance, the frequent disagreements among savants about the correct botanical classification of new plants – which she documents very clearly – would affect the willingness of peasants to cultivate (and consume) them. She thus claims with regard to both potatoes and pineapples that confusion over their botanical identity, and the difficulty in describing their precise taste, »ne manque pas de peser lourdement sur leurs processus d'assimilation« (p. 267). I remain unclear why this should have posed such a serious obstacle to the early modern eating public.

Indeed, as Galli herself notes, peasant foodways were often shaped by quite different concerns, such as whether a foodstuff was subject to the tithe. In the case of potatoes, an examination of tithe disputes reveals an alternative history of potato-cultivation by small farmers that significantly predates the late eighteenth-century »potato revolution« that Galli and others so helpfully trace.<sup>4</sup> Attention to actual growing practices challenges Galli's suggestion that the potato's spread across Europe was the result of top-down propaganda by enlightened elites. Perhaps the history of a food's penetration into ordinary diets, and a history of elite interest in that food, are not necessarily one and the same. Certain foods may have been present in ordinary dietaries before they attracted the attention of learned writers.

More compelling are explanations that situate these new foods within the broader contours of specific foodways. For instance, Galli argues that wealthy Italians were generally more enthusiastic about regional, non-elite culinary practices than were their homologues in France. For this reason, she hypothesizes, that in some parts of Italy maize (in the form of polenta) succeeded in reaching the highest tables in ways that it failed to do in France. Likewise the chile's more muted reception among French elites perhaps reflects the broader loss of popularity of spices more generally, rather than a specific hostility to the chile in particular. In seventeenth-century France, Galli notes, »les épices ne séduisaient plus comme avant« (p. 161).

In conclusion, »La conquête alimentaire du Nouveau Monde« is a magnificent study of early modern elite foodways, and of the growing visibility of new world foods within them. It is the product of immense erudition, without being weighed down by learning. As a result it will be read with profit and pleasure by anyone interested in these themes. At the same time, its attempts to explain the distinctive histories shaping the European careers of chiles, cacao, potatoes, maize, tomatoes and pineapples do

---

<sup>4</sup> See for instance Charles Vandenbroeke, *Cultivation and Consumption of the Potato in the 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> Century*, in: *Acta Historiae Neerlandica V* (1971), p. 15–39.

not entirely persuade. Measured against its own ambitions, then, the book is not wholly successful, but it is nonetheless a truly splendid addition to the scholarship on early modern food.

**Mark Häberlein (Hg.), Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstands, Bamberg (University of Bamberg Press) 2015, 218 S. (Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Fremdsprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit, 1), ISBN 978-3-86309-358-7, EUR 18,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Henri Durantou, Bron**

Mathias Kramer (1640–1727) a enseigné, sa vie durant, les langues vivantes, ce qui néanmoins fut loin de lui assurer une existence confortable. Il a été en son temps une personnalité connue et un auteur prolifique d'ouvrages de didactique et d'apprentissage des langues. À ce titre il a donné son nom à la Matthias-Kramer-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Fremdsprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit fondée en 2013 et qui a tenu ses premières assises en juillet 2014 à Bamberg. Les communications ici rassemblées en constituent les actes.

S'y retrouvent d'innombrables »maîtres de langue« exerçant leur dur métier, du XVI<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècle, dans tous les États européens. Par-delà, les inévitables divergences, un profil type se laisse aisément apercevoir. Aussi convient-il de renoncer à détailler, dans le cadre restreint d'un compte rendu, les particularités décrites dans les dix articles ici recueillis. Tous se rejoignent peu ou prou dans l'évocation de situations qui transcendent la diversité des temps et des lieux. Ce qui, d'ailleurs, assure au recueil une remarquable homogénéité, assez rare dans ce genre d'exercice. Toutes communications de qualité, au demeurant, qui laissent bien augurer de futurs approfondissements dans un domaine encore relativement peu exploré.

Presque tous ces enseignants de langue ont eu en commun une existence précaire, exerçant un métier mal reconnu et surtout mal rétribué. Nombre d'entre eux furent même proches de la misère. La diversité de leurs origines l'explique pour une part: militaires démobilisés, ecclésiastiques défrôqués, nobles faméliques, médecins au chômage, voire artisans en rupture de ban se retrouvent bien souvent dans leurs rangs. Le hasard d'une culture bilingue est dans leur cas souvent l'ultime recours. Leur recrutement se ressent aussi des aléas de l'histoire, qu'il s'agisse des réfugiés huguenots du XVII<sup>e</sup> siècle ou des immigrants français sans ressources qui ont fui la Révolution, provoquant des arrivées massives sur le marché du travail. L'absence de toute formation reconnue a aussi très probablement contribué au discrédit de la profession. De fait, n'importe qui pouvait se revendiquer professeur de langue. Il faudra attendre le XIX<sup>e</sup> siècle et l'institution d'une filière officielle, conduisant en France jusqu'à l'agrégation, pour qu'enfin les enseignants de langues vivantes voient leur statut reconnu et qu'ils puissent rejoindre le corps respecté des professeurs, qualification qui leur fut longtemps déniée. Auparavant, les maîtres de langue furent longtemps confondus dans une cohue

hétéroclite de maîtres de musique, de danse, d'escrime ou de maintien.

Il existait pourtant une forte demande, la maîtrise d'une langue étrangère étant souvent considérée comme indispensable à la formation d'un jeune homme de bonne famille, qu'il se destinât à la carrière des armes, à la diplomatie ou au commerce. Mais la concurrence était rude puisque tout le monde pouvait y prétendre. D'où des exigences des employeurs en relation inverse avec la modicité des gages offerts. Le candidat se devait d'être d'une moralité irréprochable et en parfaite conformité avec la religion du lieu. Il lui était souvent demandé, outre la maîtrise d'une langue mère, d'être capable d'enseigner d'autres langues; concrètement, dans la sphère germanophone, un parfait usage du français était un préalable indispensable mais aussi, selon les occurrences, la maîtrise de l'anglais, de l'italien ou de l'espagnol, voire du latin. Conséquence attendue d'une Europe française, au XVIII<sup>e</sup> siècle surtout, le français est à l'évidence la langue la plus demandée. Mais on trouve aussi des situations où l'allemand s'allie au polonais, ailleurs au letton. D'ailleurs cette hégémonie du français fut brutalement battue en brèche au temps de la déconfiture de l'aventure napoléonienne. Un temps considéré comme indispensable dans le nouvel empire où il faisait figure de langue de l'administration, le français ne fut plus au début du XIX<sup>e</sup> siècle que l'organe de l'envahisseur déchu et détesté.

Comme on peut l'imaginer, la situation faite aux femmes était plus particulièrement délicate. Aussi, bien que la première attestation d'une »maîtresse de langue« remonte à 1597 à Francfort, ce fut longtemps un métier d'homme, à moins que la profession fût exercée par un couple, lui-même parfois à l'origine de dynasties d'enseignants, les enfants venant en leur temps prendre la relève.

Pour le dire un peu vite, trois cas de figure se retrouvent régulièrement. Dans l'éventualité la plus favorable, le maître de langues se hisse au rang envié de précepteur, ce qui lui assure en général une situation stable. Telle fut par exemple Mademoiselle Marie-Madeleine Gachet, sortie de l'anonymat pour avoir eu l'honneur, de février 1757 à septembre 1762, d'initier à la langue française rien moins que Johann Wolfgang von Goethe et sa sœur Cornelia. Ou bien le nouvel enseignant se débrouille pour se créer une clientèle dans les milieux aisés de la ville où il s'installe. S'il a de la chance ou un talent reconnu, il pourra recruter jusqu'à une douzaine d'élèves. Ou bien encore il crée une petite institution où il accueille, moyennant modeste finance, des pensionnaires à qui il assure gîte et couvert en sus de l'enseignement annoncé.

Tel fut, avec les innombrables spécificités individuelles qu'on peut imaginer, le destin moyen de ces maîtres de langue dont le profil n'a guère changé du XVI<sup>e</sup> siècle jusqu'à environ la moitié du XIX<sup>e</sup>, temps où l'administration, du moins en France, s'est souciée d'organiser cette branche de l'enseignement auparavant négligée. Le maître de langues est devenu en quelques décennies professeur de langue vivante, assuré d'une formation spécifique, sanctionnée par des concours de recrutement, puis d'un cursus stable, gage d'un statut plus rémunérateur et d'une considération dont il

avait été auparavant trop souvent exclu. Au terme de trois siècles où il avait été livré aux aléas de la sphère privée, il accédait au statut de fonctionnaire.

**Gregory Hanlon, Italy 1636. Cemetery of Armies, Oxford (Oxford University Press) 2016, XVI–224 p., 10 maps, ISBN 978-0-19-873824-4, GBP 65,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Sven Externbrink, Heidelberg**

Gregory Hanlon, ausgewiesener Kenner sowohl der Militär- als auch der italienischen Geschichte der Frühen Neuzeit, legt mit dieser schmalen Studie über das Kriegsjahr 1636 in Italien ein in vielfacher Weise bemerkenswertes Meisterwerk einer zeitgemäßen »Operationsgeschichte« oder »histoire bataille« vor. Nicht nur dass er in »dichter Beschreibung« und gleichzeitiger Analyse die Schrecken von Krieg und Gewalt vor Augen führt, sondern dies erfolgt zugleich am Beispiel eines von der Forschung zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges noch immer weitgehend – trotz einiger neuer Studien – ignorierten Kriegsschauplatzes. Bereits zwischen 1628 und 1631 wurden Piemont und die Lombardei vom Mantuanischen Erbfolgekrieg erschüttert, in dessen Folge die wahrscheinlich durch deutsche Söldner eingeschleppte Pest ganz Norditalien verheerte. Von 1635 bis 1659 sollte Italien erneut zum Kriegsschauplatz werden: im Vergleich zu den Schlachtfeldern nördlich der Alpen vielleicht von geringerer Bedeutung, doch hätte eine Eroberung Norditaliens durch die Franzosen dem Dreißigjährigen Krieg einen anderen Verlauf gegeben.

Hanlons Thema ist der Feldzug des Jahres 1636 – »l'année de Corbie« – in Norditalien. Im Frühjahr 1635 erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an Spanien, und im Sommer war es Richelieu gelungen, in der Liga von Rivoli die Herzöge von Savoyen, Parma und Mantua in einer antispanischen Allianz zu vereinigen, deren Ziel die Eroberung von Mailand war. Nachdem der Sommer 1635 für einen Angriff auf Mailand bereits zu weit vorangeschritten war, sollte dieser nun im nächsten Jahr erfolgen.

Diesen Feldzug zeichnet Hanlon nun auf einer eindrucksvollen Grundlage von archivalischen Quellen aus Paris, Madrid, Mailand, Bologna, Florenz, Modena, Mantua, Parma, Pavia und Turin nach. Dabei geht es ihm nicht nur um den chronologischen Verlauf der Ereignisse – in deren Mittelpunkt die erbitterte Schlacht von Tornavento am 22. Juni 1636 steht – sondern, um die anthropologische Dimension kriegerischer Gewalt. Wie verhält sich ein Mensch in der Extremsituation einer Schlacht, warum agiert er so, was erwartet den Soldaten des 17. Jahrhunderts im Krieg?

Einer knappen und konzisen Einführung in die Hintergründe von Richelieus Italienplänen folgt in drei Kapiteln die Rekonstruktion des Feldzugs. Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall Crequy, drängte auf einen tiefen und schnellen Vorstoß in das spanische Herzogtum Mailand, Herzog Viktor Amadeus I. plädierte für ein bedächtiges Vorgehen, mit dem die Nachschublinien gesichert werden sollten. Ziel war, sich mit der kleinen Armee des Herzogs von Rohan zu vereinigen, die seit

1635 das Veltlinal blockierte und zunehmend in Schwierigkeiten geriet.

Der französisch-savoyische Vorstoß endete am 22. Juni mit der Schlacht von Tornavento, einer kleinen Siedlung östlich des Ticino, jetzt in unmittelbarer Nähe des Mailänder Flughafens Malpensa gelegen. Die Franzosen und Savoyer hatten dort einen Brückenkopf errichtet, sich eingegraben und wurden von den aus Italienern, Spaniern und Deutschen gebildeten Tercios unter dem Befehl des Mailänder Gouverneurs Leganés angegriffen. Es folgte ein fast einen ganzen Tag währendes Gemetzel zwischen den Armeen (ca. 10 000 Franzosen und Savoyer, ca. 14 000 Spanier): Immer wieder rannten die Spanier an, zeitweise gelangen Einbrüche und Durchbrüche über die Gräben der Verteidiger. Kavallerieattacken warfen die Tercios wieder zurück, ehe die Intervention Viktor Amadeus I. und seiner savoyischen Truppen den Ausschlag gab. Am Ende des Tages zogen sich die Spanier geordnet zurück, während die erschöpften Franzosen das Schlachtfeld behaupteten und den Sieg für sich beanspruchten.

Hanlon beschreibt dieses Gemetzel detailgenau, wobei er immer wieder die verschiedenen, sich widersprechenden Quellen prüft und Widersprüche erklären kann. Unter Zuhilfenahme von Befunden der Schlachtfeldarchäologie, anthropologisch-psychologischen Studien und durch Vergleiche des Verhaltens von Soldaten auch in neueren Kriegen entsteht ein anschauliches Bild des Kriegs und der Konsequenzen kriegerischer Gewalt im 17. Jahrhundert – mehr als nur eine Monografie über einen begrenzten Feldzug auf einem scheinbar sekundären Kriegsschauplatz. Hanlon geht auch intensiv auf das ein, was nach der Schlacht erfolgt: Die in der italienischen Sommerhitze beschleunigt einsetzenden Verwesungsprozesse der Tausenden von Toten, einer Brutstätte für Krankheitserreger, denen die in unmittelbarer Nähe des Schlachtfelds biwakierenden französischen Soldaten ausgesetzt waren.

Auch wenn die »Gazette de France« den Ausgang der Schlacht zum großen Erfolg der französischen Waffen erhob, war es ein Pyrrhussieg. Leganés führte in den folgenden Wochen einen Kleinkrieg gegen die savoyisch-französischen Nachschublinien, die Franzosen verwüsteten die Region um das Schlachtfeld systematisch. Angeforderte Verstärkung erschien nicht: Der spanische Vorstoß nach Corbie zwang Frankreich in die Defensive. So ist das Feldzugsjahr 1636 emblematisch für die sich daran anschließenden Kriegsjahre in Italien. Eine militärische Kriegsentscheidung konnte keine der Parteien herbeiführen. Spanien erwies sich als stark genug, trotz weiterer Krisen seine Position in Norditalien zu behaupten. Italien wurde zu einem »cemetery of armies«.



**Janet M. Hartley, Paul Keenan, Dominic Lieven (ed.), *Russia and the Napoleonic Wars. War, Culture and Society 1750–1850*, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2015, XVIII–271 p., 3 maps, ISBN 978-1-137-52799-8, GBP 17,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Michael Rowe, London**

The first map, near the beginning of this edited volume, illustrates well what distinguished Russia above all else: its sheer geographical extent. Russia was an empire, encompassing diversity, and its interests were global. And from a global perspective, the Revolutionary and Napoleonic wars, so Dominic Lieven in his opening chapter, hardly reversed the outcome of the Seven Years War. Russia in 1812 survived Napoleon's invasion, a campaign according to Alan Forrest's contribution that was similarly motivated by essentially global considerations: the need to defeat Britain by forcing Russia to adhere to the Continental Blockade. Not that Anglo-Russian relations were especially harmonious in this period, as demonstrated most dramatically in David Schimmelpenninck van der Oye's chapter on the threat to British India, with Tsar Paul's bizarre invasion plan of 1801, and the beginnings of the »Great Game«. Britain, Russia's main Asian rival, ultimately emerged the winner in this first round: not only did Russian schemes fail as conclusively as those hatched by Napoleon, but the economic damage experienced after Tsar Alexander's conclusion of the Tilsit agreement with France painfully drove home the power of the Royal Navy to harm Britain's rivals no matter the extent of their landmass – something that comes across in Aleksandr A. Orlov's contribution on Anglo-Russian relations.

Despite the Asian forays, there can be few periods when Russian policy was as enmeshed in European affairs as in the Napoleonic. Yet, it was at this moment that a sense of Russian identity, defined against the west, emerged. The west meant in part Poland, whose troubled relationship with Russia entered a new phase with the occupation of the Duchy of Warsaw following Napoleon's defeat in 1812, the subject of Andrzej Nieuwazny's chapter. As for Germany, Russia's relations were less riven with conflict, but nonetheless not free of tension. Dynastic connections between the Tsars and the German south west were especially strong, as demonstrated in Denis A. Sdvizhkov's chapter on Prince Eugen of Württemberg's service in the Russian army. Talented and popular at the time, the Prince subsequently disappeared from the memories and narratives of the war that form the subject of a separate chapter by Tatiana Saburova. Russo-German tensions also come to the fore in Viktor M. Bezotosnyi's essay on the divisions within the Russian high command at the time of Napoleon's invasion, when »foreign« generals like Karl von Pfuhl and Barclay de Tolly served as scapegoats for the initial unpopularity of the »deep defense« strategy.

Alexander I, Russia's ruler for most of the Napoleonic period, was no less foreign than many of his

generals. On the whole, he emerges from this book as a skilful politician. In Marie-Pierre Rey's chapter, on Alexander's dealings with Talleyrand in 1814, he appears as a realist who correctly estimated what was necessary to stabilize post-Napoleonic France and Europe. Domestically, he weathered a very difficult period after Tilsit (1807), an agreement that wrecked the economy and was seen as humiliating by the Russian elite. Paul Keenan's chapter on court celebrations show that it was well-nigh impossible for Alexander to put a positive gloss on the treaty. Napoleon's demonization by the Russian Orthodox Church, which made great play of the French Emperor's supposedly pro-Jewish policies, hardly made Tilsit easier to sell, as is shown in Liudov Melnikova's chapter. Anti-Napoleonic propaganda revived with full force in 1812, when the destruction wrought by the invaders lent credence to the notion that the French Emperor was indeed the Antichrist.

Russia survived the invasion, and then proceeded to roll back the Napoleonic Empire all the way to Paris. It did so thanks to an impressive mobilization effort, as described here especially by Janet Hartley, and usefully with reference to fiscal structures, by Liudmila P. Marnei. Ultimate victory surely justifies the confidence with which statesmen in Saint Petersburg viewed the outside world and Russia's place within it in the years immediately after the Vienna settlement. This comes across notably in Elise Kimerling Wirtschafter's chapter. Domestically, one consequence was a growing sense of what it meant to be Russian amongst the urban »middling classes«, at least if the case of Moscow as analysed in Alexander Martin's chapter can be applied more generally. This sense did not amount to a rejection of western civilization as such: Martin shows how the temporary collapse of the civilization in the city in 1812 only made people appreciate it more. Rather, in undermining the Francophile aristocrats who previously dominated the culture of Russia's spiritual capital, 1812 created a space for the »middling classes« to shape the city. However, as is so often the case, smugness about the superiority of Russia set up problems for the future. The subsequent over-representation of war heroes in the higher echelons of the civilian administration, for which they were ill-qualified, is a case in point analysed by Grigorii Bibikov.

As in any successful edited volume, the whole amounts to more than the sum of the parts. Most of the chapters complement the others. Michael Broers's contribution is something of an outlier, however: though as succinct an analysis of the political geography of the Napoleonic Empire one is likely to find anywhere, it stands out through its lack of engagement with matters Russian. Would it not have made more sense to include instead a chapter on Russia's relations with its southern neighbours, the Ottoman Empire and Persia? The reader would also find the addition of a consolidated bibliography useful. But in other respects, this is a valuable book: it introduces new features of Napoleonic Russia to the non-specialist, it strikes a good thematic balance between domestic and foreign policy, and between society, economics and politics; and for all the vastness of its subject, it nonetheless conveys a sense of how the ordinary Russian experienced this turbulent period.

**Jocelyn Huchette, *La gaieté, caractère français? Représenter la nation au siècle des Lumières (1715–1789), Paris (Classiques Garnier) 2015, 426 p. (L'Europe des Lumières, 37), ISBN 978-2-8124-3506-5, EUR 46,00.***

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Ruth Florack, Göttingen**

Ursprünglich als literaturwissenschaftliche Doktorarbeit an der Sorbonne verfasst, leistet Huchettes Studie einen Beitrag zur Konjunktur des Nationalcharakterkonzepts im Frankreich des 18. Jahrhunderts. An einschlägigen theoretischen Schriften und literarischen Texten aus der Zeit zwischen 1715 und 1789 weist der Verfasser nach, wie die überkommene anthropologische Vorstellung, dass Kollektive durch natürliche Faktoren wie das Klima determiniert seien, überwunden wird durch die Auffassung von Nation als einer Art Person mit besonderen Verhaltensweisen und Eigenheiten. Dazu gehört prominent die sprichwörtliche französische Heiterkeit, die seit Du Bos und Montesquieu als Inbegriff zivilisierter Sitten gilt, während sie am Vorabend der Französischen Revolution dem Volk zugeschrieben wird, das in ihr seinen authentischen Ausdruck finden soll. Am Beispiel dieser *gaieté française* untersucht Huchette die je unterschiedlichen, sich im Laufe des Jahrhunderts wandelnden Repräsentationen der Nation, von der tendenziell anti-absolutistischen Selbstdarstellung einer vom Adel geprägten Elite hin zur politischen Repräsentation der Nation als einer abstrakten Größe mit unveräußerlichen Rechten. Dass in diesem Prozess programmatisch der Beschreibung des Nationalcharakters eine größere Bedeutung als der historiographischen Sammlung von Fakten eingeräumt wird, lässt sich als ein Indiz für eine zunehmende Emanzipation von der absolutistischen Zentralgewalt werten.

Huchette sieht den Beginn dieser Entwicklung im Kontext der Diskussion um den Ursprung der Monarchie im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Bereits Boulainvilliers hat den französischen Adel mit der französischen Nation gleichgesetzt und in der *gaieté légère* der mondänen Konversation, die sich dem Prinzip der Gleichberechtigung verpflichtet sieht, ein Relikt der alten fränkischen Freiheit gesehen. Im Zentrum des Untersuchungsinteresses steht aber Montesquieu: Ihm zufolge ist durch die Franken ein Nationen-Verständnis vorbereitet worden, das es erlaubt, den Zusammenhalt einer Entität Nation – im Unterschied zu dem auf das Territorium fixierten despotischen Orient – unabhängig von räumlichen Voraussetzungen zu verstehen und durch die Beschreibung ihrer Sitten zu erfassen. In »De l'Esprit des lois« interpretiert Montesquieu die charakteristische Heiterkeit in der (weiblich geprägten) französischen Kultur als einen Garanten der Zivilisation und mithin als einen politischen Faktor, durchaus auch in Distanz zum absolutistischen Hof. Holbach hingegen steht der *gaieté française* kritisch gegenüber: In seiner Sicht entspricht sie lediglich den Interessen einer müßiggängerischen, privilegierten Schicht und ist Ausdruck der Unterwerfung unter eine mildere Form

des Despotismus. Dagegen setzt er auf ein repräsentatives System mit unabhängigen Volksvertretern. Und Rousseau sieht in jeder Art der Repräsentation ein Verderben, für ihn kann das Gesetz überhaupt erst aus der Distanz zu den – stets von Interessen geleiteten – Sitten und Gebräuchen seine Autorität gewinnen.

Die Bewegung, die Huchette im ersten Teil seiner Studie für die Konstruktion des französischen Nationalcharakters in der politischen Theorie der französischen Aufklärung nachzeichnet, bestätigt und vertieft seine Lektüre der literarischen und literaturtheoretischen Schriften dieser Zeit im zweiten Teil. Bis in die 1780er Jahre wächst die Skepsis gegenüber der Annahme, dass die Sitten der guten Gesellschaft dem Nationalcharakter entsprechen – bis in der Französischen Revolution das Bild vom *peuple gai* als Gegenmodell zur aristokratischen Leichtlebigkeit auf den Plan tritt. So wird etwa bei Beaumarchais die echte, unverfälschte Heiterkeit des Volkes zum dramaturgischen Prinzip. Und bei Diderot entfaltet Rameaus Neffe eine regelrecht subversive Fröhlichkeit, die auf eine unverstellte, volkstümliche Kultur verweist. Merciers »Tableaux parisiens« verabschieden schließlich die Vorstellung von einem einheitlichen Nationalcharakter zugunsten der Vielfalt der (bürgerlichen) Einzelnen.

Huchettes aufschlussreiche und subtile – hier nur in den Grundzügen nachgezeichnete – Beobachtungen stützen sich auf ein breites Quellenmaterial, das in poststrukturalistisch inspirierten Lektüren erschlossen wird. Im Zentrum steht dabei der Begriff der Repräsentation, dessen Mehrdeutigkeit erlaubt, Schriften aus so unterschiedlichen Bereichen wie Politik und Ästhetik auf eine originelle und fruchtbare Weise in Bezug zueinander zu setzen, so dass insgesamt ein facettenreiches Bild von Nation als Konstrukt in der französischen Literatur der Aufklärung entworfen wird. Der Vergleich mit England ist den Quellen inhärent und wird angemessen berücksichtigt, auch essentialistische Vorstellungen von Nation, etwa in der deutschen Romantik, nimmt Huchette in den Blick, um die französischen Besonderheiten stärker zu profilieren. Daran könnten künftige, stärker komparatistisch orientierte Forschungen zur Konjunktur des Nationalcharakterkonzepts im 18. Jahrhundert anschließen. Zudem ließe sich prüfen, inwieweit Huchettes Ergebnisse zu ergänzen oder gegebenenfalls zu modifizieren wären, wenn außer der *gaieté* noch andere charakteristische Nationalzuschreibungen der Franzosen – wie etwa die Galanterie oder die mit Caesar beschworene *levitas* – in ihrer Funktion für die »Repräsentationen der Nation« untersucht würden.

**Jochen Krenz, Druckerschwärze statt Schwarzpulver. Wie die Gegenaufklärung die Katholische Aufklärung nach 1789 mundtot machte. Die Perzeption der kirchenpolitischen Vorgänge der Französischen Revolution in der oberdeutschen theologischen Publizistik des Alten Reichs, Bremen (edition lumière) 2016, 661 S. (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, 101), ISBN 978-3-943245-55-4, EUR 44,80.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**James C. Lees, Llanddulas (Wales)**

The French Revolution is widely regarded as a crucial milestone in the birth of the modern world and its immediate and enduring impact on Europe has attracted considerable scholarly attention. However, research on the international reception of its church reforms (the Civil Constitution of the Clergy) has long been a desideratum and has become a particularly pertinent topic due to the present renaissance of interest in the Catholic Enlightenment. Building upon his previous monograph on south Germany's communications landscape in the late 18<sup>th</sup> century, Jochen Krenz's study assesses the responses of this region's theological journals to the Civil Constitution<sup>1</sup>. It covers various editorial perspectives: enlightened Catholic (Freiburg; Mainz; Vienna; Salzburg; Würzburg; Banz) and Protestant (Marburg; Wolfenbüttel); counter-enlightened Catholic (Augsburg; Mainz) and Protestant (Weimar; Giessen); and revolutionary Catholic (Strasbourg). It is thus impressive for its use of neglected sources and for its considerable thematic and geographical scope.

Krenz provides a meticulous discussion of the different responses of each journal, whilst concurrently charting the cross-confessional enlightenment and counter-enlightenment topoi and lines of argument. His study explores how German *Aufklärer* and *Gegenaufklärer* used the debate on France's church reforms to pursue their own agendas. It emphasizes the essential role of editors and translators in mediating and manipulating information: texts were purposely abridged, misdated, ignored, and cited out of context. It further reveals the substantial amount of German translations of French texts that were printed in the 1790s; their extent having been only hitherto surmised. It also explores the wider print culture, as these journals devoted substantial space to book reviews, and notes some rare examples of reversed cultural transference; for instance, a report which the theological faculty at Freiburg University had issued in defence of the Constitutional Church in 1798 was translated into French and published by Henri-Baptiste Grégoire (the Constitutional Bishop of Blois).

Krenz shows that Catholic and Protestant *Aufklärer* defended the anti-papal and Erastian facets of the Civil Constitution throughout the 1790s; they attributed the massive rejection of the reforms by the

---

<sup>1</sup> Jochen Krenz, *Konturen einer oberdeutschen kirchlichen Kommunikationslandschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts*, Bremen 2012 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, 12).

French clergy to their poor theological education, financial resentment, and lack of enlightenment. Yet the radicalization of the revolution, the outbreak of war, tighter censorship, and less sympathetic governments made it much more difficult for Catholic *Aufklärer* to express their views and three key enlightened journals (based in Mainz, Vienna, and Freiburg) were forced to cease publication between 1791 and 1793. There was more scope for free discourse after 1795, but France's separation of church and state led German *Aufklärer*, as exponents of Erastianism, to take less interest in the Constitutional Church. However, Salzburg's »Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung« still held that the Civil Constitution had restored the Gallican Church to the purity of the early church.

Hermann Goldhagen (the editor of the counter-enlightened »Religions-Journal«) turned this claim on its head by arguing that it was the persecution of a heathen republic that had reduced the Gallican Church to the state of the early church. The *Gegenaufklärer* claimed that the revolution was a vast conspiracy that had been carried out by an unholy alliance of *philosophes*, Freemasons, Illuminati, Jansenists, and (to varying degrees) Protestants and Jews. Krenz shows how the counter-enlightenment journals also used their counter-revolutionary rhetoric to denounce the »Feind im Innern« (S. 310) – the *Aufklärer*. Through misrepresentation, denunciation, and demonization, the *Gegenaufklärer* sought to discredit their German opponents as Jacobin sympathizers and as a real threat to the established order of throne and altar. In this regard, Krenz convincingly argues that these counter-enlightenment journals appear »unglaublich modern« (S. 517) in their use of smear and spin.

Krenz argues that the writings of the *Gegenaufklärer* proved more effective than the gunpowder of the French revolutionary armies in silencing the Catholic Enlightenment after 1789. The *Gegenaufklärer* themselves claimed that they had brought about the major setbacks that their opponents faced during the 1790s; yet this claim should not, perhaps, be accepted at face value. Their journals contributed to a broad counter-revolutionary political culture and were widely read by the bourgeoisie and the lower-clergy, but it remains uncertain what direct influence they actually had upon the policy makers who tightened censorship, dismissed *Aufklärer*, and closed journals. While their contemporary influence remains an area for further research, Krenz effectively demonstrates that in the long-run the counter-enlightenment's narrative of the revolution as a crusade against Christianity succeeded in dominating German historical writing from the 1840s until the 1950s.

Krenz indicates that the Catholic Enlightenment was overshadowed and side-lined, but never totally silenced (as implied by the book's title) after 1789. It survived in Würzburg and Salzburg throughout the 1790s and was revived in Bavaria after 1800. But by examining the variegated German Catholic response to the Civil Constitution in the public sphere, Krenz's path-breaking monograph has not only expanded our knowledge of where and when Catholics turned against the Enlightenment, but has also deepened our understanding of how and why the French Revolution had such profound consequences for the German Catholic Enlightenment. Indeed, he persuasively argues that scholars have

underestimated how crucial religion was in determining how Germans of all confessional and philosophic persuasions perceived France's revolutionary reforms and has thereby posited a much more complex and nuanced interpretation of Germany's intellectual landscape during the 1790s.

Krenz's study is a mine of new information and its detailed footnotes, contents pages, appendices, and indexes allow the reader to focus easily upon a particular journal, controversy, or period. It will thus prove an invaluable resource and essential reading for researchers working on the burgeoning fields of the Catholic Enlightenment and the Counter-Enlightenment.

**Elisabeth Lobenwein, Jutta Baumgartner, Gerhard Ammerer, Thomas Mitterecker (Hg.), Herrschaft in Zeiten des Umbruchs. Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo (1732–1812) im mitteleuropäischen Kontext, Salzburg (Verlag Anton Pustet) 2016, 384 S. (Schriftenreihe des Archivs der Erzdiözese, 14), ISBN 978-3-7025-0852-4, EUR 36,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Gilda Pasetzky, Besançon**

1815 ging der Wiener Kongress zu Ende. 1816 wurde das ehemalige Erzbistum Salzburg definitiv ein Teil Österreichs. Zum Anlass dieser beiden 300-Jahr-Jubiläen fand in Salzburg 2015 eine Tagung zum Thema »Weltliche und geistliche Herrschaft in Zeiten des Aufbruchs (Mitteleuropa um 1800)« statt. Das vorliegende Buch ist das Protokoll dieses Kolloquiums. 16 Autoren aus Österreich, Deutschland und Tschechien versuchen in 14 Beiträgen die Herrschaft des letzten Salzburger Erzbischofs, Hieronymus Graf Colloredo (1772–1803), näher zu beleuchten. Dem Titel gemäß soll dabei die Umbruchphase zwischen Revolution und Säkularisation im Zentrum ihrer Forschungen stehen.

Die Problemskizze von Ernst Bruckmüller »Politische Struktur, Gesellschaft und Wirtschaft im Heiligen Römischen Reich um 1800« liefert eine Einführung in die komplizierten Strukturen des Reichs. Die Bedeutung der kirchlichen Territorien für Kultur, Wissenschaft und Bildung wird hervorgehoben und die Vorreiterrolle Österreichs bei der Bauernbefreiung gewürdigt. Milan Hlavačka bietet in »Herrschaft und Gesellschaft im Wandel am Ende des Aufklärungszeitalters. Ein paar Thesen von Prag aus gesehen« einen Überblick über die verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Aspekte der Aufklärung (rechtspolizeiliche Staatsverwaltung, Armutsbekämpfung, Erziehung, Religionstoleranz ...), allerdings mit Bezugspunkt Böhmen. Hier wäre es notwendig gewesen, auch Salzburg, welches eine Vorreiterrolle bezüglich der Aufklärung innerhalb des Reichs innehatte, miteinzubeziehen. Leider füllt auch kein anderer der Beiträge diese Lücke. Dies ist umso unbegreiflicher, als es genügend (Salzburger) Historikerinnen und Historiker gibt, die diesem essentiellen Thema, will man »Herrschaft in Zeiten des Umbruchs« untersuchen, gerecht werden hätten können.

Ob und wie weit befanden sich die geistlichen Hierarchien im Umbruch? Diese Problematik untersuchen als erstes Christine M. Gigler und Stefan Weiß in ihrem Beitrag »Hieronymus Graf Colloredo und seine Beziehungen zu den Suffraganbischöfen am Beispiel von Chiemsee und Lavant (1772–1800)«. Gründe für das oftmals gespannte Verhältnis zwischen dem Salzburger Erzbischof und seinen Stellvertretern am Chiemsee und in Unterkärnten waren hauptsächlich Streitigkeiten um Posten und Pfründe oder Differenzen bezüglich einer mehr oder weniger bayernfreundlichen Politik Salzburgs. Aus dieser traditionellen, schon vor Colloredo bestehenden Opposition der Suffraganbischöfe schließen die Autoren einen Umbruch der geistlichen Hierarchien Ende des



18. Jahrhunderts: »Nicht nur die Salzburger Gebirgsbevölkerung und die Bewohner der Stadt Salzburg verweigerten dem Erzbischof den Gehorsam [...], sondern auch die Suffraganbischöfe [...] entwickelten eine oppositionelle Haltung« (S. 96). Dass Teile der Bevölkerung infolge der Französischen Revolution und der Kriege die Autorität eines absoluten Herrschers auch und besonders in Salzburg immer mehr in Frage stellten, ist schon seit Längerem bekannt. Die traditionelle, auf eigene Macht und Bereicherung ausgelegte Opposition der Suffraganbischöfe auf die gleiche Ebene mit der »revolutionäre Opposition« des Volks zu stellen, ist vielleicht originell, liefert aber schwerlich den Beweis für die These eines Umbruchs der geistlichen Hierarchien.

Elisabeth Lobwein widmet sich in ihrem Artikel »Der Salzburger Fürsterzbischof [...] Colloredo und seine Beziehungen zu Rom« der Frage der Reaktion Roms auf die der Aufklärung verpflichteten Bestrebungen Colloredos (z. B. Jubiläumsbrief von 1782) und zeigt die Bedeutung des Salzburger Erzbischofs im Nuntiaturstreit und im Emser Kongress. Dass Colloredo trotz der ablehnenden Haltung Roms seine aufgeklärte Politik fort- und durchsetzen konnte, wertet die Autorin als Beweis für seine fast vollständige Autonomie dem Papst gegenüber. Die Behauptung, dass Colloredo auf seinem Reformweg »letztlich auf Grund seines überhasteten Vorgehens scheiterte« (S. 117), kann jedoch schwer nachvollzogen werden.

Jochen Krenz vergleicht in »Revolution und theologische Kommunikation. Umbrüche und Veränderungen in der oberdeutschen kirchlichen Kommunikationslandschaft [...]« die Presse Salzburgs, Würzburgs und Augsburgs an Hand der Debatten über die Französische Revolution und deren Kirchenpolitik. Er zeigt in seiner Studie, wie Augsburgs Gegenaufklärer immer radikaler wurden, während Salzburg und Würzburg ihren aufgeklärten Kurs bis zum Ende durch die Säkularisierung beibehielten.

Fritz Koller leitet das 3. Kapitel »Weltliche Herrschaft im Wandel: Salzburg und Wien – ausgewählte Aspekte« mit seinem Artikel »Die Endlichkeit der absoluten Macht – die bäuerliche Gemeinde im Erzstift Salzburg« ein. Er erklärt die Struktur und das Funktionieren der Bauerngemeinden und betont die Wichtigkeit des Dialogs zwischen den verschiedenen Ebenen und die Endlichkeit der fürstlichen Macht im Falle einer ablehnenden Haltung der Bauern. Er zeigt dies u. a. am Beispiel der Gebirgsbevölkerung, die – entgegen der Anweisung des Erzbischofs – ihre Waffen wie die Tiroler gegen die Franzosen ergreifen wollten. (Ein anderes Beispiel hätte auch der Widerstand der Bauern gegen einen Krieg mit Frankreich sein können.)

Laurence Colins widmet sich in »Patriotismus am Ende des Ancien Régime. Salzburg im mitteleuropäischen Kontext« der Aufklärung und dem Reformpatriotismus. Er untersucht die Identitätsströmungen in Salzburg um 1800 und vergleicht sie mit den verschiedenen Formen von Patriotismus in anderen Territorien des Reichs. Selbst wenn meines Erachtens einige Punkte seiner Analysen noch weiter diskutiert werden müssten (so scheint mir die Idee, verschiedenen

Gesellschaftsschichten verschiedene Arten von Patriotismus zuzuordnen, auf Grund der Komplexität des Themas etwas zu gewagt), so hat dieser Artikel den großen Verdienst, sich dem wichtigen Thema der Aufklärung grenzübergreifend zu nähern.

Martin Scheutz bietet in »Die obersten Hofämter als Wechselstube von sozialem, ökonomischen und symbolischem Kapital. Anforderungsprofile an hohe Amtsträger des Wiener Hofes im 18. Jahrhundert« einen Einblick in die hochkomplexe vertikal und horizontal strukturierte Organisationsform des Kaiserhofes. Der Beitrag von Karin Schneider »Ringens um Rang. Die Kaiserpolitik Wiens während der Koalitionskriege 1792–1815« liefert Details über den Konflikt zwischen Frankreich und Österreich bezüglich der Kaiserwürde, beide Artikel lassen aber jeden Salzburgbezug außer Acht.

Der letzte Themenkreis behandelt die Frage nach »Kunst, Kultur und Zeremoniell – Kontinuität oder Veränderung?« Die drei Artikel von Werner Telesko, Thomas Hochradner und Gerhard Ammerer lassen den Schluss zu, dass es auf diesen Gebieten (Malerei, Musik, Zeremoniell) zu keinen nennenswerten Veränderungen gekommen ist.

Das vorliegende Werk bietet interessante Einblicke in die Zeit Colloredos und wird dem in der Einführung gesteckten Ziel »die Bedingungen und die Folgen des Wiener Kongresses, der auch das Salzburger Territorium maßgeblich umgestaltet hat, besser zu verstehen, zu analysieren und einzuordnen« (S. 15) größtenteils gerecht. Es ist jedoch schade, dass die als Forschungsdesiderat erwähnte Feststellung, dass der politische Wandel »zwangsläufig auch zu Veränderung im Bewusstsein und in der Mentalität der Bevölkerung geführt haben« muss (S. 14), nur von sehr wenigen Autoren aufgegriffen wurde.

**Mathis Mager, Krisenerfahrung und Bewältigungsstrategien des Johanniterordens nach der Eroberung von Rhodos 1522, Münster (Aschendorff) 2014, 387 S., 1 Abb., ISBN 978-3-402-13049-0, EUR 28,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Ludolf Pelizaeus, Amiens**

Die Eroberung von Rhodos stellt in Bezug auf die Geschichte des Johanniterordens einen bedeutenden Einschnitt dar, weil dieser in der Folge nur noch auf der erheblich kleineren Mittelmeerinsel Malta seinen Sitz nehmen konnte. Doch selbst wenn es aus unserer heutigen Perspektive so erscheint, als ob lediglich der Wechsel von einer auf eine andere Insel stattfand, so stellte sich die Situation für den Orden unmittelbar nach 1522 doch erheblich komplizierter und bedrohlicher dar. Denn nach dem Verlust von Rhodos bestand die Gefahr, dass der Orden vollständig aufgehoben werden und seine Besitzungen in den verschiedenen europäischen Ländern verlieren könnte, weswegen er in eine Krise geriet, die im Zentrum der Untersuchung von Mathis Mager steht.

Die Druckfassung der von Matthias Asche in Tübingen betreuten Dissertation geht auf 300 Seiten in einer verwirrenden Gliederung und in sehr kleinteiligen Schritten der Zeit von 1522 bis 1527/30, also der sogenannten »herrschaftslosen Zeit« und somit der Epoche vom Verlust von Rhodos bis zur Einnahme von Malta nach. Der Autor fühlt sich »kultur- und wahrnehmungsgeschichtlichen Ansätzen« verpflichtet, führt aber nicht eindeutig aus, worauf er sich mit einer derart weit gefassten Begriffsabsteckung genau bezieht. Zwar führt er die Begriffe »Krise«, »Erfahrung« und »Wahrnehmung« an, doch bleibt dies wenig begriffsscharf, weil hier kein Instrumentarium erarbeitet wird, welches dann auch in der Folge für die Analyse Anwendung finden würde. Hingegen widmet sich Mager nach diesem Exkurs den – so der Autor – zugänglichen Quellenbeständen. Eingebettet in einen ausführlichen Überblick stellt der Autor zunächst die Entstehung der wichtigsten Chroniken für die Zeit dar, bleibt aber den Nachweis, welche diskursiven Wege diese Texte nahmen, schuldig. Auch seine Darstellung, dass sich lediglich deutschsprachige und drei italienische Flugschriften zu dem Gesamtkomplex der Belagerung überliefert hätten, vermag nicht ganz zu überzeugen. Dieser Befund überrascht nämlich insofern, als – auch wenn die Druckproduktion im Reich sicher sehr wichtig war – es dennoch bemerkenswert scheint, dass die gesamte Debatte fast ausschließlich auf Deutsch, und nicht wenigstens teilweise in Flugschriften zumindest auch auf Lateinisch, stattgefunden haben soll. Wenn der Autor selbst einräumt, dass »in Europa noch viele andere schriftliche Zeugnisse, unter anderem Flugschriften und Chroniken, veröffentlicht wurden«, dann aber postuliert, dass aufgrund »einer derart großen Verbreitung der gedruckten Chroniken von Fontanus und Bourbon« gerade deren Darstellung die Sicht auf die Ordensgeschichte dominiert habe, so bleibt er den Beweis dafür schuldig. Zudem ist anzumerken, dass in der Bibliografie für alle Quellen lediglich die Fundstellen im

VD 16 angegeben werden und keine Druckschriften, die bisher noch nicht im VD 16 erfasst sind. Denn es zeigt sich für das 16. Jahrhundert doch immer wieder, dass noch einige Flugblattdrucke in Wien, Wolfenbüttel, München, Paris oder in anderen Bibliotheken zu finden sind, wenn die Bestände vor Ort durchgeforstet werden und allein die Nutzung der Bestände im VD 16 unzureichend ist.

Der in dem Kapitel B gegebene Überblick ist informativ und fasst die Forschungslage zusammen. Doch beginnt eigentlich erst auf Seite 105 im Kapitel C die eigentliche Untersuchung der »Krisenbewältigung«: Die Hoffnung, jetzt eine Analyse von zentralen Begriffen wie »Angst«, »Reflektion«, »Gegner«, »Kampf« u. ä. zu finden, wird enttäuscht (vgl. die Liste bei Susann Broomhall, *Early Modern Emotions*). Leserinnen und Leser erhalten zeitgenössische Beobachtungen von vollkommen unterschiedlichen Themenkomplexen, wie beispielsweise die Knabenlese oder die Bärte der Osmanen aufgetischt, ohne dass diese strukturiert worden wären oder dass nach der jeweiligen Symbolik gefragt worden wäre. Interessante Ansätze in Bezug auf die theoretischen Ansätze zur Fremdperzeption bei Bahia oder Höfert (Kaufmann fehlt) werden zwar angeschnitten, doch nicht konsequent zu einer konziseren Darstellung genutzt. Letztlich führen solche Resümees wie: »Die Bilanz dieses Komplexes fällt dahingehend aus [sic], dass viele Elemente des antiken politischen Barbarendiskurses in den Chroniken der Johanniter auftreten« (S. 141), nicht weiter, denn sie können in dieser Form auch für andere Abschnitte benannt werden. Die Stärke dieses Abschnitts liegt indes in der Auflistung von Beobachtungen, stellenweise auch Zitaten, die als Grundlage für spätere Untersuchungen dienen können.

Besser gelungen ist Teil C 2 über das Selbstverständnis des Ordens. Hier referiert der Autor gut nachvollziehbar die Positionen der Ordensmitglieder bei gleichzeitiger Strukturierung ihrer Hauptmotive für ihr Handeln nach 1530 (Kreuzzugstradition, Landesherrschaft etc.). Ab Seite 275 wird dann in Kapitel D die Ordensdiplomatie geschildert, die nachvollziehbar die Verhandlungen des Ordens mit Frankreich, den Habsburgern, England und dem Papsttum nachzeichnet, sich aber nicht mit einem mentalitätsgeschichtlichen Ansatz verbinden lässt. Kapitel E schließt die Abhandlung mit einer chronologischen Darstellung der Geschichte von 1522 bis 1530 ab.

Die Dissertation schließt insofern eine Lücke, als sie detailliert nachzuweisen vermag, wie in ausgewählten Chroniken und 22 deutschen und 3 italienischen gedruckten Flugschriften Belagerung, Fremd- und Eigensicht und Verhandlungsgang gesehen wurden. Es gelingt aber nicht, dem Anspruch eine Mentalitätsgeschichte zu schreiben gerecht zu werden und die Krise als Ausgangspunkt für weiterreichende Reflektionen über eine veränderte Verwendung von Begrifflichkeiten und deren Wahrnehmung im medialen Kontext zu nutzen. Es ist damit leider die Chance vertan worden, durch eine kritische Neustrukturierung der Quellen zu einer gänzlich neuen Bewertung dieser Scharnierzeit in der Geschichte des Johanniterordens zu gelangen.

**Lisa Mansfield, Representations of Renaissance Monarchy. Francis I and the image-makers, Manchester (Manchester University Press) 2016, XIV–177 p., 60 b/w fig., ISBN 978-0-7190-8871-1, GBP 70,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
Christine Tauber, München

Die australische Kunsthistorikerin Lisa Mansfield untersucht in ihrer 2005 an der University of Melbourne eingereichten *Ph.D. thesis*, die jetzt mit großer Verzögerung bei Manchester University Press publiziert wurde, die »Porträtpolitik« am Hof des französischen Königs Franz I. Sie geht hierbei von der zutreffenden Grundannahme aus, dass der französische Hof in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein sehr spezifisches Milieu ausprägt, in dem Intellekt, Erotik und Witz eine unauflösliche Verbindung eingehen und in dem die Porträts zwischen dem zu Repräsentierenden und den ihn darstellenden Künstlern – von Mansfield »image-makers« genannt – gleichberechtigt ausgehandelt wurden. Der zwischen Kunstgeschichte und Kulturwissenschaften angesiedelte Ansatz der Untersuchung betont, dass die um den französischen König entfaltete Porträtkultur gleichermaßen kommunikatives und performatives Ausgleichsprodukt zwischen dem Künstler, dem Porträtierten und dem supponierten Betrachter gewesen sei.

Die politische wie psychologische »Macht« der Bildgebung und Imagegestaltung dokumentiere zudem ein Körperverständnis der Frühen Neuzeit, das im Rahmen der politischen Konkurrenzen zwischen den jungen aufstrebenden Herrschern im europäischen Mächtegefüge – Franz I., Karl V. und Heinrich VIII. – in einem »competitive inter-ruler visual dialogue« (S. 72; 100) agonal ausgetragen wurde und das den einzelnen Körperteilen wie der Nase, dem Bart, den Beinen, dem im Schambeutel mehr exponierten als versteckten Geschlecht, der Hand(haltung), dem Gesicht(sausdruck) und dem Auge ein je eigenes repräsentatives Inszenierungs- und Wirkungspotential zuschrieb.

Mansfields in der Einleitung formulierte Hauptthese lautet, das Herrscherporträt habe sich in der französischen Renaissance »from a fixation on the representation of realism with the primary function of posterity« abgewandt und sich zunehmend transformiert in »a communicative social instrument geared towards an unprecedented level of recognition of the king's physical appearance in his own time«. Die vorrangige Funktion der königlichen Porträts sei es gewesen »to promote and disseminate their power as an embodiment of their likeness« (S. 8), denn: »royal images worked primarily from the visual evidence of the portraiture« (S. 10). Schloss Fontainebleau und seine Umgebung dienten dem König dabei laut Mansfield gleichermaßen als privilegierter Raum mit Zugangsbeschränkung wie als »open performative space« (S. 34).

Diese etwas zirkelschlüssige These wird in vier Hauptkapiteln (1. Profiling the Valois prince; 2. Face-

to-face with the king; 3. The king's fantastical body; 4. Rethinking the representation and reception of Francis I's portraits) der Chronologie der Entstehung der Porträts folgend durchgespielt. Positiv ist hervorzuheben, dass die Autorin alle bekannten (und zum Teil in der Forschung selten diskutierten) Bildnisse des französischen Königs knappen Einzelanalysen unterzieht und dabei eine Vielzahl treffender Beobachtungen macht: So arbeitet sie die »aspirational iconography« der Porträts vor dem Regierungsantritt im Jahr 1515 heraus, die zentraler Bestandteil der karriereebnenden Porträtpolitik von Franz' dominanter Mutter, Louise de Savoie, waren. Von einigen ophthalmologischen Spitzfindigkeiten abgesehen, überzeugt die Rekonstruktion einer innovativen Inszenierung des »royal gaze« in den Bildnissen (S. 50ff.), die durch Zitate aus den zeitgenössischen Quellen gestützt wird. Hierbei zählt die Identifikation von literarischen Topoi der Herrscherpanegyrik allerdings nicht zu den Stärken der Autorin. Originell ist ihr Blick auf die Kinderporträts, die den Repräsentationsbildnissen des Vaters entsprechend gestaltet sind, als Ausweis königlicher Fruchtbarkeit und schier grenzenloser Prokreativfähigkeit. Besonders gelungen ist die Untersuchung des wohl parodistisch zu verstehenden Doppelporträts von Franz mit seiner ihm diplomatisch aufgezwungenen, wenig geliebten Gattin Eleonore von Kastilien, der Schwester seines Erzrivalen Karls V., im Unterkapitel »Ridiculing the royal couple as unequal lovers« (S. 109ff.). Mansfields Versuche, aus diesem »impression management«, das mit der Wiedererkennbarkeit als Machtdemonstration operierte, Rückschlüsse auf die »Identität« bzw. das »Selbstgefühl« des Königs zu ziehen, überzeugen hingegen nicht, zumal sie ganz an der Oberfläche psychologisierender Spekulation verbleiben.

Im Falle der Clouet-Porträts und insbesondere bei dem vormals Niccolò Belin da Modena zugeschriebenen, anonymen Kompositporträt von Franz I. hätte die Zurkenntnisnahme bzw. Nacharbeitung jüngerer auch deutschsprachiger Literatur für die Drucklegung die Autorin vor Neuentdeckungen schützen können<sup>1</sup>. Mansfields These vom »lächelnden König« hat Jean-Jacques Lévêque bereits 1984 aufgestellt, als er das Clouet-Porträt aus dem Louvre auf originelle Weise mit Leonardos »Gioconda« verglich; die englischsprachigen Untersuchungen von Marcia Pointon zum Porträt bleiben ebenfalls unrezipiert. Die Diskussion spezifisch manieristischer Verfahren der Kunstproduktion unterbleibt, was gerade im Hinblick auf das erwähnte Körperkonzept aufschlussreich gewesen wäre. Generell bleibt die inventive und innovatorische Rolle der beteiligten Künstler unterbelichtet, auch wäre die forciert betriebene Stilpolitik am französischen Hof genauer zu untersuchen gewesen.

Mansfields schmales Buch – zieht man die (leider durchgängig nur schwarzweißen) Abbildungen und Endnoten ab, bleiben gerade einmal 70 Seiten Fließtext übrig – zeichnet sich passagenweise durch einen gewollt aktualisierenden Sprachduktus aus. Allzu häufig fallen Modevokabeln wie »agency«, »dissemination« und »public relation«; in den Miniaturen von Godefroy le Batave zu den

---

<sup>1</sup> Christine Tauber, *Manierismus und Herrschaftspraxis. Die Kunst der Politik und die Kunstpolitik am Hof von François I<sup>er</sup>*, Berlin 2009, v. a. Kapitel 2.4. »Porträtpolitik nach 1526«.

»Commentaires de la guerre gallique« (1519) sieht die Autorin den König als »avatar in a virtual world« (S. 29). Sie reiht bedenkenlos einen Anachronismus an den anderen, wenn sie beispielsweise von der Existenz eines flächendeckenden »öffentlichen Raums« im 16. Jahrhundert ausgeht (S. 63) oder die diplomatischen Beziehungen zum Osmanenreich als »active cross-cultural friendship« nobilitiert (S.140f.). Diese angestrenzte Suche nach Gegenwartsbezug kulminiert in der absurden Behauptung: »The portrait record of Francis I reveals an early hint of the personalised image politics that characterise the digital culture of the twenty-first century [...]« (p. 141). Das 16. Jahrhundert und vor allem die vom französischen Königshof bevorzugt geförderte Kunst weisen zwar durchaus Strukturmerkmale von Modernität auf, aber der Vergleich mit den medialen Möglichkeiten und dem Aufspüren von vermeintlicher Privatheit im Leben von Politikern damals und heute geht nicht auf.

**Silvana Seidel Menchi (ed.), with the collaboration of Emlyn Eisenach, Marriage in Europe. 1400–1800, Toronto (University of Toronto Press) 2016, 376 p., 7 ill., ISBN 978-1-4426-3750-4, USD 58,00; Marianna Muravyeva (ed.), Domestic Disturbances, Patriarchal Values. Violence, family and sexuality in early modern Europe, 1600–1900, London, New York (Routledge) 2016, X–149 p. (The History of the Family. Special issue, 18,3), ISBN 978-1-138-93487-0, GBP 95,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Inken Schmidt-Voges, Marburg**

Zwei Neuerscheinungen des letzten Jahres widmen sich zwei Forschungsfeldern, die seit einigen Jahren intensiv bearbeitet werden und eng miteinander verschränkt sind: Silvana Menchi Seidel hat einen Sammelband zu »Marriage in Europe 1400–1800« vorgelegt, der einem Handbuch gleich die Entwicklung eherechtlicher Normen zwischen Alltagserfahrung und gesellschaftspolitischen Herausforderungen in zahlreichen europäischen Gemeinwesen präsentiert. Marianna Muravyeva versammelt sich in ihrem Band Beiträge, die sich mit häuslicher Gewalt als Folge eskalierender Konflikte und konfligierender Erwartungen und Rollenverständnisse vor allem in den bisher in der Forschung weniger präsenten ostmittel- und osteuropäischen Gemeinwesen beschäftigen. Eheschließung und (konflikthafter) Ehealltag haben ihren Referenzpunkt im politischen, sozialen und kulturellen Kontext und Spannungsfeld, in dem sich ein Ehepaar in seiner Paarbeziehung beweisen musste – viele unterschiedliche Akteure und Interessengruppen nahmen Einfluss auf die Ausgestaltung der ehelichen Beziehung, die als verbindendes Element in ganz Europa als einzig legitime Form der Paarbeziehung und gelebten Sexualität darstellte.

In welcher Bandbreite diese rechtlichen, kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen dabei die normierenden Konzepte von Ehe bestimmten, erläutern die Beiträge in Silvana Menchi Seidels Sammelband. In sieben Kapiteln werden die spezifischen Entwicklungen in Deutschland, Italien, England, Niederlande, Schweiz, Spanien, Schweden und Frankreich dargestellt und in ihren Problemhorizont eingebettet. Eingeleitet werden sie von einer rechtshistorisch geprägten Übersicht von Charles Donahue, in welcher Weise die Kernproblematiken der christlichen Ehevorstellungen sich bis ins 16. Jahrhundert darstellten, welche Veränderungen und Kontinuitäten sie durch neu hinzukommende lutherische bzw. calvinistische Lehren erfuhren und wie sie sich durch die Bestimmungen des Trienter Konzils bzw. die weltliche Gesetzgebung katholischer Gemeinwesen veränderten. Heide Wunder greift diesen normativen Diskurs auf und spiegelt ihn mit den vielschichtigen politischen, sozialen, kulturellen und konfessionellen Realitäten im Alten Reich. Anhand der Verknüpfung politischer Interessen, sozialer Akteure, konfessioneller Programmatik und literarischer Adaptionen entsteht so ein prägnantes Panorama, wie Ehe als Matrix und Ausweis der



wohlgeordneten Gesellschaft über vier Jahrhunderte gedacht und praktiziert wurde. Für Italien, das sich hinsichtlich seiner konfessionellen Ausrichtung deutlich homogener darstellt, zeigt Daniela Lombardi an zahlreichen Fallbeispielen, wie sich einerseits die Einstellungen zur »heimlichen Ehe« veränderten und die Partnerwahl von Kindern auch in katholischen Gebieten immer stärker der sozialen, i.e. der elterlichen Kontrolle unterworfen wurde. Hier wird der Einfluss der Trienter Dekrete auf einen Wandel auch des katholischen Eherechts im Kontext sozialer Ausgestaltung klar herausgearbeitet. Interessanterweise war es gerade England, in dem das mittelalterliche Eherecht bis ins 18. Jahrhundert nahezu unverändert weiter praktiziert wurde und einer besonderen richterlichen Aufmerksamkeit unterworfen wurde, wie Richard Helmholz in einem auf das 16. Jahrhundert fokussierten Beitrag sehr quellennah und überzeugend herausarbeitet.

Die folgenden Kapitel legen den Fokus stärker auf die regulatorischen Aspekte, die mit der Vorstellung von der Ehe als normativem Fluchtpunkt gesellschaftlicher Ordnung einhergingen: der Einhegung der Sexualität durch die eheliche Paarbindung und ihre Bedrohung durch außerehelich gelebte Sexualität. Manon van der Heijden zeigt am Beispiel der Niederlande, dass gerade die Verfahren wegen Ehebruchs bzw. Unzucht sowohl von weltlichen als auch von kirchlichen Gerichten geahndet wurden und damit nicht nur weltliche, sondern auch kirchliche Bußen nach sich zogen. Vor allem aber wirkten sie nicht nur disziplinierend auf die Angeklagten, sondern auf die ganze Gemeinde; denn es war das Urteil und die Sichtweise der lokalen Gruppe, die meist den Ausschlag dafür gab, ob ein inkriminiertes Verhalten als deviant angesehen wurde oder nicht. Wie sehr sich die obrigkeitliche Haltung dabei unterscheiden konnte, zeigt Susanna Burghartz am verschiedenen Fallbeispielen aus der Eidgenossenschaft und süddeutschen Territorien. Einerseits legten die obrigkeitlichen Gerichte eine ausgeprägte Rigorosität in Fällen vorehelichen Geschlechtsverkehrs an den Tag, die selbst im Falle einer Heirat des Paares zur Verurteilung führte und damit den Tatbestand der »Unzucht« eigentlich erst produzierte. Andererseits waren in denselben Gemeinwesen Formen vorehelicher sexueller Annäherungen wie das »Fensterln« durchaus akzeptiert und geschützt. Dass soziale und kirchliche Interessen aber auch starke Kohärenzen aufweisen konnten, zeigen die Fallbeispiele von Jesus M. Usunariz, der Akten aus Pamplona analysierte. Während die Paare sich entsprechend der kirchenrechtlichen Bestimmungen bereits mit dem beiderseits getauschten Eheversprechen als Eheleute ansahen und zu sexuellen Beziehungen berechtigt, traf die vielfach auf den Widerspruch der jeweiligen Herkunftsfamilien, zumal gerade in Spanien die soziale Homogamie von besonderer gesellschaftlicher Relevanz war. Für Schweden kann Mia Korpiola zeigen, wie sehr sich vor allem kirchliche Autoritäten bemühten, den ehestiftenden Moment aus den Händen des Paares in das kirchliche Ritual zu überführen; was zu Überlegungen führte, das Brautlager in die Kirche zu verlegen. Im Unterschied zu den bisher vorgestellten europäischen Gemeinwesen arbeitet Anne Lefebvre-Teillard sehr luzide heraus, wie in Frankreich die Gerichtsbarkeit in Eheangelegenheiten von der Kirche auf den Staat übergang und auch hier die elterliche Kontrolle im Spannungsfeld zwischen

»heimlicher« und »versprochener« Ehe eine entscheidende soziale Instanz darstellte.

Zwei überregional angelegte Kapitel beleuchten den Prozess der sozialen und rechtlichen Konstruktion von Ehe aus der Perspektive des eigentlich Unmöglichen: Cecilia Cristellon zeigt am Beispiel von Akten der Glaubenskongregation die Präsenz und Problematik gemischtkonfessionellen Ehen, während Silvana Menchi Seidel im abschließenden Kapitel die verschiedenen Formen von ebenfalls juristisch legaler Ehen in ihren rechtskulturellen Zusammenhang einbettet, wie morganatische Ehen, Ehen zur linken Hand oder Bigamie.

Der Sammelband versammelt erstmals in komparatistischer Weise die verschiedenen Forschungen zu Ehe als Teil europäischer Geschichte, bietet damit einen hervorragenden Überblick über den Stand der Forschung und eröffnet gerade durch den Vergleich ein reiches Feld zukünftiger Forschungsansätze.

Marianna Muravyeva thematisiert den Umgang der weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten mit den Herausforderungen, die sich aus dysfunktionalen Ehen ergaben und sich in den Akten als Formen häuslicher Gewalt niederschlugen. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass zwar in den normativen Texten vielfach die unumschränkte Gewalt des Ehemannes und Hausvaters »gleich einem König« postuliert wurde, jedoch genau diese unumschränkte Gewalt in der politischen Theorie deutlichen Grenzen unterworfen war, denen sich der Monarch in seinen Pflichten und Verantwortungsbereich ausgesetzt sah – und die *mutatis mutandis* auch für den Hausvater galten und in den Prozessen um häusliche Gewalt verhandelt wurden. Hintergrundthese der verschiedenen Beiträge, die bereits 2013 als Sonderausgabe in der Zeitschrift »The History of the Family« erschienen sind, ist die Vermutung, dass der deutliche Haltungswandel zur häuslichen Gewalt ab der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht nur in der Expansion des »Staates« und seiner Eingriffsmöglichkeiten lag, sondern in einem grundsätzlichen Wandel der Vorstellung von Macht an sich: die eben nicht mehr personenbezogenen unumschränkt gedacht worden sei, sondern durch Aspekte wie Menschenrechte, naturrechtlichen Freiheitsidealen auf grundsätzliche Weise limitiert gedacht worden sei.

In sieben Beiträgen werden Einblicke und Perspektiven aus unterschiedlichen Gemeinwesen und Kontexten der europäischen Geschichte präsentiert. Satu Lidman bietet mit einem komparatistischen Ansatz in der Analyse von Prozessakten aus dem katholischen Bayern und dem protestantischen Stockholm, inwieweit geschlechterbezogenen Rollenmodellen in der Wahrnehmung, Deutung und Be-/Verurteilung von Gewalt gegen Frauen in den Gerichtsverfahren eine prägende Formung zukam und wie wenig diese letztlich durch konfessionelle Aspekte geprägt waren.

Dass das 18. Jahrhundert dabei nicht immer als das Jahrhundert der Expansion staatlicher Autorität und Machtzuwachses zu werten ist, sondern gerade den kirchlichen Gerichtsinstitutionen eine spezifische, prägende Rolle in der Durchsetzung von Ehe- und Geschlechternormen zukommen konnte, zeigt Constanta Vintila-Ghitulescu. Anhand der Analyse von kirchlichen Prozessakten der

orthodoxen Kirche in Rumänien kann sie zeigen, dass es gerade diese war, die in Zeiten instabiler oder fehlender staatlicher Strukturen den Bezugsrahmen zur Regulierung häuslicher Konflikte darstellte.

Dass häusliche Gewalt dabei nicht immer auf den Bereich der Kernfamilie bezogen sein musste, sondern auch verwandtschaftliche Netzwerke einbeziehen konnte, zeigt Lynn Lubamersky in ihrem Beitrag zur Institution der *foray/zajazd* in Polen-Litauen im ausgehenden 18. Jahrhundert. Von dieser Form adeliger Selbstjustiz machten Familien insbesondere dann Gebrauch, wenn missliebige Heiratsentscheidungen von weiblichen Mitgliedern getroffen wurden, die das dynastische Interesse nicht genügend berücksichtigten. Auch hier griffen demnach innerfamiliäre Konfliktaustragsstrategien, wo staatliche Institutionen – zumindest in den Augen der Adelligen – versagten.

Auch Joanne Bailey und Loreen Giese vertreten die These, dass die Meistererzählung vom Wandel der Haltung zu häuslicher Gewalt in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Teil eines

»Zivilisationsprozesses« zu deuten sei, der mit zunehmender Staatsgewalt zusammenhänge.

Vielmehr zeigen sie, dass ein Blick auf Prozessakten, die nicht nur lebensbedrohliche Gewaltakte thematisieren und einen breiteren Gewaltbegriff implizieren, dass der Wandel eher in sich verändernden Geschlechterrollen und insbesondere Männlichkeitskonzepten zu sehen ist.

Einen ähnlichen Befund hinsichtlich der gerichtlichen Wahrnehmung von häuslicher Gewalt präsentiert Marianna Muravyeva in einem ersten Beitrag zu ehelichen Morden in Russland. Auch hier entsprächen nicht nur die Darstellung und Intention, sondern auch die gerichtlichen Strafen deutlich den ungleichen geschlechterspezifischen Mustern und Zuschreibungsrollen: zwar seien Frauen überdurchschnittlich oft Opfer, wurden aber als Täterinnen deutlich härter bestraft.

Eine bisher selten beleuchtete Form häuslicher Gewalt stellt Raisa Maria Toivo an Fallbeispielen aus Finnland vor: Gewalt zwischen Eltern und Kindern. Während die beabsichtigte Tötung von Kindern oder die bewusste Vernachlässigung von Kindern durch ihre Eltern genauso grundsätzlich strafrechtlich geahndet wurde, stellte sich die Frage nach der Rechtmäßigkeit im Falle von behaupteten Züchtigungs- und Erziehungsmaßnahmen ähnlich kompliziert dar, wie im Falle ehelicher Gewalt. Besondere Bedeutung wurde hier offenbar der generationellen Beziehung zugemessen, die als besonders nachhaltig auf gesellschaftlichen Zusammenhalt und Frieden gedeutet wurde.

Den Abschluss des Bandes bildet der Beitrag von Mona Rautelin, die mit Blick auf den Kindsmord jene Fälle untersucht, in denen dieser nicht als ungeplante, in einem emotionalen Ausnahmezustand begründete Tat eingeordnet wurde, sondern als wiederholter Kindsmord eher einer Form der Geburtenkontrolle zugerechnet wurde. Was sich im frühneuzeitlichen Finnland beobachten lässt, gilt ihrer Untersuchung zufolge auch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein.

Beide hier vorgestellten Sammelbände stellen wichtige, gerade in ihrer europäisch vergleichenden Perspektive wichtige Beiträge zur Dokumentation des Forschungsstandes einerseits, vor allem aber

zur Entwicklung weiterführender Forschungsansätze und -perspektiven andererseits. Gerade der vergleichende Blick ist in Forschungskontexten bereichernd, die aufgrund der Quellenlage vielfach mikro- und lokalgeschichtlich eingebunden sind. Erst die Zusammenschau offenbart auch die übergeordnete Bedeutung, um liebgewonnene wie zweifelhaft gewordene Meistererzählungen aufs Neue zu hinterfragen.

**Andreas Pečar, Die Masken des Königs. Friedrich II. von Preußen als Schriftsteller, Frankfurt a. M./New York (Campus Verlag) 2016, 235 S., ISBN 978-3-593-50532-9, EUR 29,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Isabelle Deflers, Freiburg**

Les jubilés donnent l'occasion pour une vingtième fois sur le métier de remettre l'ouvrage mais parfois la lumière projetée sur celui-ci fait apparaître une image jusqu'ici inconnue ou encore mal identifiée. C'est exactement le mérite du livre d'Andreas Pečar, qui a su profiter de l'engouement débordant provoqué par le 300<sup>e</sup> anniversaire du »Grand Frédéric«<sup>1</sup> fêté pratiquement partout en Allemagne au cours de l'année 2012, pour reprendre une fois de plus les textes si souvent cités du »roi philosophe«<sup>2</sup> tout en les examinant sous un angle nouveau: celui de la mise en scène, des rôles joués et des images propagées par la plume royale; et même si la méthode n'est pas complètement expérimentale, elle reste originale et osée quand il s'agit de donner une nouvelle interprétation des écrits déjà si connus de ce roi de Prusse. Dans le même esprit que la biographie de Jürgen Luh, qui explique les grands événements de la vie du monarque par sa dévorante volonté de gloire, Pečar met en lumière les différentes stratégies rhétoriques et par ce biais les objectifs politiques poursuivis par le roi au cours de sa vie, variant selon les rôles qu'il eut à remplir et selon les publics auxquels il s'adressa. Dans chacun des rôles qu'il dut incarner, que ce soit en tant que roi, philosophe ou chef de guerre, Frédéric n'a laissé à personne d'autre le soin d'élaborer son image; il se fit donc écrivain, historien, poète, épistolier, compositeur, tacticien militaire et bien sûr philosophe.

Pečar n'explique pas ces différents rôles comme reflétant les soi-disant »contradictions«<sup>3</sup> à la fois de son caractère et de son règne; il les resitue dans le cadre de leur apparition sur la scène publique afin de souligner les intentions poursuivies par leur auteur dans chacun de ses rôles. Il choisit pour cela d'étudier les textes destinés par le roi à être lus par ses contemporains ainsi que les ouvrages destinés à la postérité, dont le but était de refléter les événements de son règne exactement tel que lui-même, principal acteur de l'histoire de son temps, les avait vécus.

Ainsi s'explique la correspondance du jeune Frédéric, à l'époque encore Dauphin à petits moyens, reclus au domaine de Rheinsberg, avec Voltaire, comme moyen de se mettre en scène en tant que »philosophe sur le trône«. En se faisant louer par le plus célèbre des »philosophes«<sup>4</sup> de son temps, le petit prince brandebourgeois réussit à se faire connaître dans toute l'Europe comme le futur »Marc Aurèle«<sup>5</sup> des temps modernes. C'est d'ailleurs pour être admis en tant que philosophe dans le cercle des hommes éclairés que Frédéric rédigea l'»Anti-Machiavel«<sup>6</sup> en 1739. Or, lorsque l'année d'après il monta sur le trône, ses ambitions politiques prirent le dessus et les nouvelles perspectives que lui

offrirent à la fois son nouveau pouvoir royal ainsi que le décès de l'empereur Charles VI en octobre de la même année guidèrent les graves décisions qu'il prit alors. Ainsi, le public visé et l'objectif poursuivi dans les années 1730 par le prince-philosophe ne correspondaient plus du tout à son nouveau rôle de roi. C'est pour ne pas passer pour un hypocrite que Frédéric tenta – sans succès, comme nous le savons – d'interdire la publication de son »Anti-Machiavel«, afin de paraître désormais, à partir de l'entrée de ses troupes en Silésie en décembre 1740, dans son nouveau costume de chef de guerre.

Pečar poursuit sa démonstration en analysant le rôle d'historien revêtu par le roi en vue de fixer – pour un grand public et surtout pour la postérité – ses succès politiques et militaires. En effet, Frédéric II rédigea ses »Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg« dans le but non seulement d'écrire l'histoire de sa dynastie tel qu'il souhaitait la voir transmise aux générations futures, mais aussi – et surtout – de se démarquer de ses prédécesseurs en se mettant en scène comme le prince le plus accompli des Hohenzollern.

Après un chapitre sur le rôle revêtu par les poèmes rédigés et offerts par le roi à un petit cercle intime afin d'entretenir son image de roi philosophe et attiser la curiosité de ses contemporains, Pečar s'interroge ensuite quant au rôle joué par ses satires, ses libelles et ses traités comme instruments de politique extérieure. Le roi ayant bien compris l'importance de l'opinion publique à son époque, a su avec adresse l'influencer en sa faveur. En ironisant sur le rôle politique des maîtresses de Louis XV ou sur la sournoiserie du clergé polonais, il chercha non seulement à se distinguer des autres monarques par ses Lumières, mais aussi à justifier son expansion territoriale ainsi que les guerres qu'il mena contre ses voisins.

Dans ses écrits militaires, Frédéric II semble avoir revêtu le rôle de roi connétable, placé en tête de ses troupes, afin de donner l'exemple et de stimuler l'abnégation de ses soldats. Cette mise en scène a porté d'ailleurs ses fruits: on a fait du roi de Prusse un grand chef de guerre qui, en dirigeant lui-même ses soldats, les a conduits à la victoire. Les officiers français ont fait de lui le pionnier de l'art militaire moderne et ont beaucoup contribué à lui faire revêtir le costume du héros qu'ils auraient eux-mêmes voulu avoir à la tête de leur armée. Cependant les critiques ne manquaient pas non plus et afin d'affirmer son autorité auprès de ses officiers, Frédéric II recourut une fois de plus à sa plume en décrivant lui-même ses exploits militaires. La mise en valeur de ses talents dans la retranscription de ses batailles lui permettait d'asseoir son autorité et de prétendre que tous les succès militaires remportés par les troupes prussiennes ne relevaient que de son unique mérite personnel. Les lettres qu'il rédigeait à ses amis lors de ses campagnes lui permettaient une fois encore de leur faire jouer le rôle de multiplicateurs en ce qu'ils diffusaient dans l'opinion publique l'image d'un roi aux qualités exceptionnelles. Il avait d'autant plus besoin d'eux qu'au sein de son armée, sa mise en scène ne semblait pas convaincre ses officiers. Son image de »père de la tactique moderne« fut finalement un grand succès aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles.

Alors que le concept d'«absolutisme éclairé» semble désormais unanimement remis en cause par les historiens, Pečar montre dans son dernier chapitre l'accent mis sur le rôle de Frédéric II en tant que «Patriot King». La Prusse, qui par son mode de fonctionnement, aurait du être considérée comme un régime despotique, semblait ne devoir son salut qu'aux seules vertus de son roi qui, imprégné du modèle de la république d'Athènes, déclarait n'avoir à cœur que le bien-être de ses sujets et de son pays. Ainsi, une fois de plus, ses réflexions politiques devaient contribuer uniquement à mettre en lumière les seules qualités de ce souverain.

Finalement, quelque soient les genres auxquels Frédéric se consacra, il semble n'avoir été guidé que par sa volonté d'élever lui-même un monument à sa propre gloire. L'expertise d'Andreas Pečar n'étant plus à prouver, son analyse est convaincante; et même si on a parfois la sensation d'un procès à charge, cette étude donne à réfléchir sur l'instrumentalisation des élites et les modes d'influence de l'opinion publique – thèmes qui, à l'ère des réseaux sociaux, sont plus actuels que jamais.

**Andreas Pečar, Damien Tricoire, Falsche Freunde. War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?, Frankfurt a. M. (Campus Verlag) 2015, 231 S., ISBN 978-3-593-5074-2, EUR 24,90.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Jean Mondot, Bordeaux**

Il s'agit d'une réflexion sur la pertinence scientifique du terme Lumières, c'est-à-dire sur sa légitimité comme concept transhistorique. Est-il en effet légitime d'user du mot »Lumières«/»Aufklärung« tel qu'utilisé au XVIII<sup>e</sup> siècle en lui donnant un sens provenant de son acception moderne? Inversement, peut-on chercher dans les Lumières du XVIII<sup>e</sup> siècle le sens des Lumières du XXI<sup>e</sup> siècle? Ou l'historicisation rigoureuse du contexte du XVIII<sup>e</sup> siècle n'interdit-elle pas d'user du signifiant ancien pour désigner voire fonder le signifié moderne? Peut-on affirmer que les Lumières du XVIII<sup>e</sup> siècle sont au fondement de notre modernité? Du problème historiographique classique, on passe à une réappréciation/révision des références de la modernité qui ne serait plus fondée sur les Lumières dont elle se réclame. Il ne s'agit plus de répondre à la question qu'est-ce que les Lumières, mais plus précisément à la question de savoir qu'étaient les Lumières d'hier, et ont-elles quelque chose à dire à celles d'aujourd'hui ou est-ce un héritage faussé que contredirait l'analyse des faits historiques? Comme il y a des mots empruntés qui dans la langue d'origine veulent dire autre chose que dans la langue d'arrivée. On les appelle en linguistique les faux amis. Un *conductor* (en anglais) est en français un chef d'orchestre.

Pour éviter ce »piège« philologique et pour démontrer l'étrangeté du siècle des Lumières au nôtre, les auteurs de »Falsche Freunde« (Andreas Pečar, Damien Tricoire) se proposent de repréciser le contexte historique dans lequel des notions-clés des Lumières (ou considérées comme telles) ont émergé au XVIII<sup>e</sup> siècle. Ils s'intéressent successivement à la notion de progrès, à celle de religion et de tolérance, aux théories des races, à l'esclavage, au colonialisme, à la cause des femmes.

Toutefois avant de procéder à cet examen, ils justifient un emploi très circonscrit des termes de Lumières (*Aufklärung*) et d'hommes des Lumières (*Aufklärer*) et refusent de considérer que les Lumières soient l'époque de fondation et de formation de notre temps au motif que de cette façon on percevra mieux la singularité du XVIII<sup>e</sup> siècle par rapport au nôtre (p. 35).

Les auteurs de »Falsche Freunde« (désormais »FF«) commencent par examiner les concepts de philosophie de l'histoire et de progrès tels qu'ils se sont développés au XVIII<sup>e</sup> siècle. Tournant le dos à l'histoire sainte, Voltaire, dans son »Essai sur les mœurs«, s'est fait le principal promoteur de la philosophie de l'histoire. Liée à cette histoire sécularisée s'est développée la notion de progrès. Elle avait été lancée par la »querelle des Anciens et des Modernes« qui avait surgi à la fin du siècle



précédent et il n'est pas surprenant que l'auteur du »Siècle de Louis XIV« ait fait avancer la réflexion sur ces notions. Désormais, on changeait de régime d'historicité. L'histoire n'était plus une répétition du même, revécue dans la reprise rituelle d'événements sacralisés par un dogme. Elle ne s'achevait pas non plus sur une perspective eschatologique de retour du messie sur la terre. Selon l'expression de Koselleck, elle offrait désormais »un avenir ouvert« (p. 46).

Mais la vision historique des Lumières correspond-elle à cette perspective ouverte. À Diderot, par exemple, il est reproché de défendre une vision de l'histoire incapable d'envisager une relativisation de son propre temps par rapport aux époques suivantes.

L'»Encyclopédie« serait pour lui un point d'arrivée indépassable.

Même Condorcet souvent considéré comme le plus conséquent des défenseurs de la notion de progrès ne présenterait pas une vision ouverte de l'avenir. Pour les auteurs de »FF«, son programme historique, à cause de sa linéarité, aurait plutôt le caractère d'une prophétie.

Les critiques les plus graves visent Voltaire. La notion de progrès associée à celle de civilisation connaît dans la deuxième moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle un succès considérable. On en vient vite en s'appuyant sur une échelle de normes civilisationnelles à établir des hiérarchies entre les nations et les peuples. La notion de civilisation devient synonyme d'émancipation, entendue comme libération des préjugés et des tutelles de tous ordres et pour Voltaire surtout du fanatisme religieux. Or les auteurs soulignent les limites de ce classement qui n'est souvent ni objectif ni innocent. Il justifie rétrospectivement ou par anticipation des expansions territoriales ou impériales voire impérialistes. Les exemples de jugements erronés ne manquent pas. L'Espagne, on le sait, a été victime pendant tout le XVIII<sup>e</sup> siècle d'une légende noire qui l'a fait passer pour la terre classique du fanatisme religieux et du retard culturel et technique. Mais la Pologne a été elle aussi victime d'une même légende. Voltaire qui pourtant n'avait jamais visité le pays n'a pas été étranger à sa diffusion. Et, bien sûr, l'on peut se demander si les trois partages de la Pologne qui ont conduit finalement à sa disparition de la carte politique n'ont pas été la conséquence ultime de cette réputation trop rapidement établie. On peut avoir le sentiment ou le soupçon que la notion de civilisation n'est rien moins qu'objective et qu'elle est confisquée par les pays d'origine des philosophes, en l'occurrence la France de leur temps. Ici la critique des auteurs de »FF« retrouve une critique ancienne, celle de Herder qui dans »Une autre philosophie de l'histoire« s'en était pris vivement à la confusion des territoires de la civilisation et de ceux de la géographie politique dans le jugement des philosophes français. Les auteurs de »FF« vont même plus loin. Se fondant sur les exemples de Voltaire et de Diderot, ils considèrent que le jugement sur le degré de civilisation d'un pays était également tributaire des bonnes relations entretenues par chacun des philosophes avec l'un ou l'autre souverain de leur temps (p. 59).

La confrontation entre Lumières modernes et Lumières du XVIII<sup>e</sup> siècle est conduite ensuite de façon significative à propos de la notion de tolérance. Les auteurs de »FF« se référant aux études de Rainer

Forst distinguent deux types de tolérance: la tolérance d'acceptation (*Duldungstoleranz*) et la tolérance de reconnaissance ou de respect (*Respekttoleranz*). Seule la tolérance de respect correspondrait, selon eux, à la notion moderne de tolérance.

Reste donc à savoir si l'on retrouve cette forme de tolérance au XVIII<sup>e</sup> siècle, si les hommes des Lumières ont pris parti pour cette tolérance ou bien ont sous le vocable de tolérance, poursuivi de tout autres buts. Ce qui tendrait à confirmer l'étrangeté des époques.

Ils reprennent alors le texte de Kant »Was ist Aufklärung?« Pour eux, il est erroné de le considérer comme un plaidoyer en faveur du pluralisme religieux. Celui-ci ne serait en fait pour le philosophe de Königsberg qu'une étape sur la voie d'une pure religion de la raison. Et du jour où celle-ci serait établie, la nécessité des religions révélées disparaîtrait. Elles deviendraient incompatibles avec cette religion supérieure. Pour eux, cette pureté des principes religieux et ce contraste avec la superstition n'étaient pas si étrangers au christianisme et au judaïsme et pouvaient à l'occasion conduire à l'intolérance et à la persécution (p. 69). Le scepticisme de Bayle en revanche lui faisait accepter le pluralisme confessionnel (p. 71) Voltaire, pour sa part, se battait contre les Églises non pas avec pour objectif le pluralisme religieux mais pour édifier une doctrine monothéiste de la vertu. La tolérance religieuse est chez lui instrumentalisée au profit d'une lutte acharnée contre le clergé. Elle n'est pas le but en soi. Ce qui amène les auteurs de »FF« à conclure rapidement que nos représentations actuelles du pluralisme religieux et du libre choix confessionnel comme condition d'une société libre n'auraient que peu à voir avec les objectifs des intellectuels du XVIII<sup>e</sup> siècle. Bayle seul, nous l'avons vu, faisant ici exception (p. 72). Pour d'Holbach, une société éclairée ne devait pas tolérer de religion. Comment, demandent alors les auteurs de »FF«, Jonathan Israel peut-il faire du baron d'Holbach un porte-parole de la tolérance universelle et d'une liberté religieuse absolue? (p. 81). N'a-t-on pas pendant la Révolution constaté que l'intolérance pouvait opposer des athées aux déistes? L'exigence de tolérance servirait donc essentiellement d'arme rhétorique destinée surtout à détruire »l'infâme«.

Pour finir, les auteurs émettent l'hypothèse que la notion de tolérance utilisée par les Lumières s'accordait bien au contexte de l'Ancien Régime et n'en était nullement l'antonyme moderne (p. 82). Il fallait comprendre cette notion dans le cadre strict de son émergence temporelle et non pas, sous peine d'anachronisme, comme le prolégomène de son acception moderne.

Cette exigence de contextualisation stricte se retrouve encore dans le chapitre suivant sur l'analyse des théories raciales développées par les hommes des Lumières. Dans les deux premiers chapitres les auteurs de »FF« avaient décelé et dénoncé un anachronisme trop »favorable« à la pensée des Lumières, dans la mesure où il modernisait »indûment« selon eux les concepts du siècle des Lumières. Dans les chapitres suivant au contraire, ils montrent que la lecture modernisante génère un anachronisme préjudiciable à la pensée des Lumières.

Le problème sensible dont il s'agit, celui des théories raciales, a fait l'objet de multiples controverses.

On a en effet accusé les anthropologues du XVIII<sup>e</sup> siècle d'avoir été à l'origine des racismes modernes, y compris des racismes éliminatoires qui ont sévi au XX<sup>e</sup> siècle. Il est vrai que les hommes des Lumières, et plus encore leur lectorat du XX<sup>e</sup> siècle, ont mis du temps à clarifier leurs positions sur les classifications possibles du genre humain, On ne reprendra pas ici le détail des polémiques. On rappellera seulement que la notion de race n'a été admise que tardivement. Herder la refusant longtemps alors que Kant l'acceptait et en préconisait l'usage. Mais cette discussion se développait sur un fond d'interprétation biblique. Il y avait les monogénistes et les polygénistes. Kant ajoutait au monogénisme qu'il défendait une hypothèse épigénétique qui permettait d'expliquer quand même la diversité des races en dépit de l'origine unique que supposait le monogénisme. Mais ces débats anthropologiques s'accompagnaient de considérations sur la qualité et la hiérarchie des races repérées.

Et la race noire ne bénéficiait pas en général d'un classement positif. Les auteurs de »FF« s'interrogent à juste titre sur les arrière-pensées des théories anthropologiques. Instrument de domination dans le contexte de l'expansion coloniale européenne? Quel rapport ont-elles eu avec la sécularisation de l'image du monde? Contrairement à ce qu'on pourrait penser, ce qui prédomine, c'est moins la justification de l'exploitation coloniale que des restes d'adhérences religieuses. Voltaire défendait l'idée de la polygenèse dans une perspective clairement antireligieuse. Et les auteurs ont raison d'avancer que son racisme et son antijudaïsme étaient avant tout des armes contre l'Église. Il serait trop long de reprendre les détails de la controverse, mais on peut souscrire ici à la conclusion des auteurs de »FF«, selon lesquels le débat était moins déterminé par des implications colonialistes que par des perspectives religieuses ou anti religieuses d'histoire universelle.

Le thème du racisme même pris avec toutes les précautions nécessaires amenait logiquement à traiter d'une autre question proche, celle de l'abolition de l'esclavage.

Dans ce chapitre, les auteurs de »FF« s'appliquent à mettre en doute l'existence d'un lien entre Lumières et abolitionnisme. Non, prétendent-ils, les hommes des Lumières n'ont pas été des partisans résolus de l'abolition de l'esclavage. Ils rappellent, cas emblématique, l'emploi d'esclaves par Jefferson et les jugements hésitants des philosophes français sur la question. Ils partagent la critique véhémement de Sala Molins à propos du »Code noir«. Voltaire, Diderot sont tour à tour vivement critiqués. Il faut dire que le positionnement idéologique de la suppression de l'esclavage a connu un profond bouleversement. Elle est devenue le marqueur de la lutte pour les droits de l'homme eux-mêmes, émanation des Lumières (109). Les seuls partisans vrais de l'abolition auraient été les évangélistes et les quaker britanniques.

Après avoir annoncé qu'ils renonçaient à étudier les causes de la suppression de l'esclavage par la Révolution française(p. 110) en 1794, les auteurs réduisent cette abolition à des événements contingents et des opportunités tactiques (p. 113). Ils en viennent ensuite à la critique des deux

grands penseurs anti-esclavagistes Montesquieu et Condorcet. Ils commencent par contester qu'il y ait eu de l'un à l'autre un processus de maturation et une marche résolue vers l'abolitionnisme, pour finir par constater que l'abolitionnisme était moins pensé comme un bienfait pour les noirs que pour les blancs. Ces analyses fines et subtiles qui débusquent les ambiguïtés indiscutables de certaines prises de position ne rendent pas complètement compte du phénomène de l'abolitionnisme. Peut-on par exemple en parler en laissant hors du champ de la réflexion le fait, que l'esclavage fut en France aboli sous et à l'instigation de la Révolution? Rétabli sous le Consulat, il fut supprimé à nouveau sous la Seconde République. Il y a trop de continuité politique dans ces événements pour n'y voir que des coïncidences.

Dans les pages qui suivent les deux auteurs s'en prennent à l'«Histoire des deux Indes», ouvrage écrit à quatre mains par Raynal et Diderot qui eut un succès phénoménal dans le dernier tiers du XVIII<sup>e</sup> siècle et que l'on a longtemps considéré comme la bible de l'anticolonialisme. Diderot sauverait dans ses textes l'honneur des Lumières radicales. En fait, on sait depuis longtemps aussi que ce compendium bavard est plein de contradictions. Et les auteurs de »FF« ont raison de les faire ressortir. Il se peut en effet que l'«Histoire des deux Indes« ait été inspirée voire commanditée par la cour de Versailles et que par exemple la condamnation du colonialisme ait visé surtout sa forme anglaise ou portugaise pour mieux justifier la poursuite ou la tentative de la colonisation française en Inde et ailleurs. Reste à savoir si, malgré tout, les lecteurs et lectrices critiques et avisés ne transpose pas la critique d'un colonialisme à l'autre. Les phénomènes de réceptions sont parfois plus complexes que ne le donne à penser une lecture globale de l'œuvre surtout d'une œuvre aussi considérable par son ampleur que l'«Histoire des deux Indes«. Si l'on retient par exemple la lecture d'un contemporain allemand de Raynal, le publiciste souabe, W. L. Wekhrlin (1739-1792), on est frappé par sa réception anticolonialiste de l'ouvrage.

Après l'anticolonialisme qui ne serait pas aussi radical et conséquent que le voyaient certains lecteurs et lectrice de Raynal et Diderot, les auteurs de »FF« vont s'en prendre au féminisme des Lumières et là encore effectuer ce qu'on pourrait appeler une *reductio capitis*. Mais il nous semble que sur ce chapitre vont apparaître les limites de leur entreprise et de leur méthode.

Selon eux, c'est à propos du féminisme que le heurt historiographique aurait été le plus rude, lorsque les lecteurs et lectrices féministes du XX<sup>e</sup> siècle prirent conscience que la version émancipatrice des Lumières était loin d'être applicable au discours sur les femmes. La plupart des médecins célèbres du temps aussi bien que des grands philosophes croyaient en effet à l'infériorité naturelle des femmes. Nous ne reprendrons pas l'intégralité de la démonstration, nous reviendrons sur la partie intitulée »querelle des femmes« et sur celle intitulée »citoyenne de seconde classe«. Dans la partie »querelle des femmes«, il est question des philosophes Montesquieu et Diderot. La complexité des idées de Diderot sur le sujet est bien analysée. Elle interdit sans doute de présenter Diderot comme un

défenseur résolu de l'égalité des droits des femmes. Mais pour être vraiment complet sur le sujet n'aurait-il pas fallu prendre aussi en compte d'autres œuvres de l'auteur? Les auteurs se consacrent ensuite au petit ouvrage de Condorcet intitulé »Essai sur l'admission des femmes au droit de cité«, ouvrage qui pour les lecteurs et lectrices modernes est souvent considéré comme le plus »avancé« dans le domaine de la revendication de l'égalité des droits hommes femmes. Fidèles à leur méthode, les auteurs de »FF« ont recours à une contextualisation précise pour réduire la portée du texte. Selon eux, ce texte, écrit au moment où les débats de la Constituante tournaient autour d'une citoyenneté distincte entre citoyens passifs et actifs, ne pouvait qu'assigner les femmes à cette deuxième catégorie. Condorcet ne pouvait envisager les femmes compte tenu du contexte que comme des citoyennes de deuxième zone. Or rien dans le texte n'autorise cette interprétation. D'ailleurs, les auteurs écrivent que l'idée d'une participation égale des hommes et des femmes à l'élaboration des lois ne serait même pas envisagée dans ce texte. Or si l'on lit attentivement, on peut constater que Condorcet dit nettement en introduction: »Tous [les philosophes et les législateurs] n'ont-ils pas violé le principe de l'égalité des droits, en privant tranquillement la moitié du genre humain de celui de concourir à la formation des lois, en excluant les femmes du droit de cité.« Concourir à la formation des lois faisait partie intégrante du droit des femmes. Il n'est pas question de citoyens passifs ou actifs. Le texte de Condorcet est en avance sur le contexte et, d'une certaine façon, indéniablement proche du nôtre. Il révèle sans doute les limites de la méthode de contextualisation.

En conclusion, les auteurs défendent leur méthode comme plus adaptée à une compréhension historique des Lumières. Vouloir faire des Lumières du XVIII<sup>e</sup> siècle l'origine de notre modernité conduit, selon eux, à une interprétation fallacieuse. Ils admettent certes que l'on monumentalise les Lumières et leurs auteurs mais ils en dénoncent les effets négatifs sur la compréhension des idées et des œuvres.

On ne contestera pas qu'il puisse être utile en effet de rappeler que les philosophes des Lumières étaient des hommes exposés comme les autres ou plus que les autres aux égocentrismes, aux vanités, aux ambitions, et qu'ils étaient assez présomptueux pour vouloir s'instituer les maîtres à penser voire à gouverner de leur société et de leur temps. Ils étaient en outre partie prenante des polémiques de leur époque. Le champ culturel si bien exploré par Bourdieu recelait déjà les mêmes affrontements, débats, polémiques, luttes de clans et de camps qu'aujourd'hui. En même temps, et de façon neuve et positive, se développait en cette deuxième moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle ce que Paul Bénichou a appelé »le sacre de l'écrivain«. Ce qui explique par exemple que les auteurs de »FF« utilisent de façon parfaitement anachronique, mais commode, le terme d'intellectuel pour désigner les participants aux débats de cette époque.

Mais si l'on peut opposer à Jonathan Israel, d'ailleurs souvent visé dans cet essai, la nécessité d'une lecture attentive non seulement aux idées mais aussi aux vecteurs matériels et humains des idées, il ne

faut pas substituer à une lecture parfois au-dessus des nuages une lecture refermée sur le détail des luttes et des polémiques du temps. Il est loisible de vouloir »déradicaliser« les Lumières, mais faut-il en faire pour autant des Lumières minimales, voire inexistantes. Ou était-ce là l'objectif?

On peut enfin se demander si ne manquaient pas à l'appel des notions-clés étudiées, d'autres notions tout aussi importantes et qui constituent clairement la pierre angulaire de la pensée des Lumières et de notre modernité. Pensons par exemple à la notion de critique si décisive et fondamentale pour la compréhension des Lumières, pensons aussi à la notion centrale d'opinion/espace public qui représente peut-être avec son exigence de liberté d'expression, la conquête politique majeure de ce XVIII<sup>e</sup> siècle auquel notre temps peut légitimement se référer.

Cet essai, sur bien des aspects, on l'aura compris, ne convainc pas, mais il oblige à reprendre un débat de fond sur les Lumières: ce n'est pas un mince mérite.

**Nicole Reinhardt, *Voices of Conscience. Royal Confessors and Political Counsel in Seventeenth-Century Spain and France*, Oxford (Oxford University Press) 2016, XVIII–419 p., 3 ill., ISBN 978-0-19-870368-6, GBP 75,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Catherine Maire, Paris**

Le beau livre érudit sur les pratiques du conseil de conscience en politique au XVII<sup>e</sup> siècle témoigne que son auteure, Nicole Reinhardt, professeure d'histoire moderne européenne à l'université de Durham est une européenne authentique, une comparatiste accomplie, en particulier pour la France et l'Espagne et une pratiquante de la plus exigeante des disciplines, l'interdisciplinarité. À elle seule, la bibliographie secondaire, réunit sans aucun corporatisme national, les meilleurs travaux d'auteurs français, espagnol, italien, allemand, anglais américain et transgresse les frontières disciplinaires, particulièrement entre l'histoire, la politique ou la théologie, voir même l'anthropologie et la philosophie.

Sans doute, l'époque du »théologico-politique« interdit-elle de séparer la religion et la politique, l'Église et l'État, ou même la morale et la théologie comme l'auteure aime à le répéter. Mais la grande originalité de l'enquête consiste à se focaliser sur un objet qui permet d'être tout à la fois au cœur des tensions de la politique moderne, entre »l'éthique de la conviction« et »l'éthique de la responsabilité« comme dirait Max Weber, et au centre des contradictions de la figure des monarques chrétiens, en tant que personne privée et en tant que personne publique, comme diraient Prodi ou Kantorowicz. Un objet qui permet en outre d'entrer dans l'intimité d'institutions à l'intérieur d'institutions et de pratiques du gouvernement qui sont communes à la monarchie absolue gallicane et à la monarchie catholique espagnole, tout en ayant des formes nationales différentes: les confesseurs royaux et la politique de conseil.

L'angle d'attaque est particulièrement pertinent car il cible une pratique réinventée par le concile de Trente, la confession, comme un moyen de discipline et de contrôle social mais dans sa dimension la plus politique, c'est-à-dire la confession royale. Le confesseur du roi est en effet l'outil le plus efficace pour mettre en œuvre et garantir l'idéal du prince chrétien. Il se recrute chez les penseurs antimachiavélistes, surtout les jésuites en France ou plus traditionnellement chez les dominicains en Espagne. La pratique de conseil n'est pas nouvelle mais elle devient originale dans le cadre post-tridentin de la dislocation de l'unité de la chrétienté qui crée une difficulté à maintenir un cadre normatif. Le moment machiavélien, illustré notamment par la figure de Botero, se caractérise en effet par des injonctions contradictoires, entre l'accent mis sur la vertu personnelle de l'autorité légitime et la suggestion que l'éthique chrétienne n'est plus la recette pour soutenir la politique. A la figure du

confesseur royal dont elle souligne l'hésitation entre le courtisan et le prophète, Nicole Reinhardt ajoute celle de son rival: le favori, (*valido* en espagnol, premier ministre en français!) car elle considère le favoritisme comme un élément fonctionnel de la politique moderne.

Les sources principales sur lesquels s'appuie la démonstration sont les manuels pour les confesseurs royaux dont le traité de Bellarmin est le modèle, »De officio de principis Christiani«, tandis que celui d'Azpilcueta constitue la référence pour la liste des péchés royaux, »Manuel de confesseurs et pénitentes«. Les manuels de confession pour le roi sont moins nombreux, il est vrai, que ceux pour d'autres professions qui prolifèrent dans le sillage tridentin. Mais avec beaucoup d'habileté, l'auteure complète ces quelques discours normatifs par des traités de théologie morale notamment sur le stoïcisme ou sur le probabilisme (outil pour résoudre des opinions contradictoires) ou encore sur la guerre injuste et les impôts qui en découlent pour le peuple, des brochures populaires, de la littérature polémique et surtout des archives, notamment celles de la Compagnie de Jésus, ainsi que des archives d'État, surtout pour l'Espagne. Elle fait également un usage très judicieux de cas d'implication de confesseurs dans la politique, rapportés dans les études historiques, notamment dans l'affaire de l'expulsion des Maures. En France, la monarchie de droit divin vit beaucoup plus du secret d'État, c'est pourquoi elle n'a pas laissé autant de traces manuscrites que l'Espagne où la pratique des conseils est plus étendue, plus développée et surtout plus enregistrées.

Cinq grandes étapes scandent la démonstration: les règles pour conduire la conscience royale, les pratiques du conseil de conscience en politique, les réflexions des confesseurs et des théologiens sur leur rôle et enfin l'érosion de l'influence des confesseurs et la destruction de leur expertise par la critique dans la seconde moitié du XVII<sup>e</sup> siècle.

Grâce à sa perspective comparatiste, le livre met en évidence des différences notables à propos du fonctionnement des monarchies françaises et espagnoles. Forte de sa tradition administrative polysynodique et de la variété de ses conseils, Juntas, Inquisition, etc., la monarchie espagnole a intégré massivement les confesseurs et les théologiens dans sa bureaucratie administrative et ne les cantonne pas dans une expertise théologique qui serait limitée aux relations entre l'Église et l'État. Nicole Reinhardt avance la thèse paradoxale que cette participation cléricale à l'administration de l'État n'a nullement conduit à une »théologisation« de la politique mais, à l'inverse, à une sécularisation des théologiens. Cette évolution a du reste déclenché des voix critiques et des projets d'exclure le personnel ecclésiastique des conseils, notamment, en raison de leur inefficacité à moraliser la vie publique!

En France, le conseil de conscience n'acquiert le statut d'institution que vers 1645 et sa mission est limitée à l'attribution des bénéfices. L'auteure souligne qu'elle n'engage pas l'évaluation morale de la politique, contrairement à l'Espagne. Quant au confesseur du roi, il se transforme en problème à partir du moment où les jésuites deviennent les confesseurs exclusifs du roi, grâce à Henri IV qui affiche



ainsi son catholicisme. La figure du confesseur jésuite est non seulement suspectée de tyrannie sur l'esprit du roi par les jansénistes, mais elle entre en rivalité avec le ministre favori qui finit par provoquer sa chute, illustrée notamment par l'affaire de l'exil du père Caussin par Richelieu. Tandis qu'en Espagne, ce sont plutôt les confesseurs qui éliminent les favoris, les accusant d'être des souverains de substitution, empêchant le roi de gouverner par lui-même, péché suprême dénoncé dans les manuels de confession espagnols. Au cours du XVIII<sup>e</sup> siècle, le rôle du confesseur va se privatiser, il va se limiter, en effet, à entendre la confession du monarque. En France, le Régent le sépare même du conseil de conscience. En Espagne, les confesseurs perdent également leur raison d'être dans les conseils politiques, en grande partie en raison du principe interne à la direction de conscience qui implique que le roi doit gouverner par lui-même et en raison du fait externe qu'ils ont participé à la guerre de Trente Ans, des deux côtés des belligérants.

En tous les cas et dans les deux pays, l'intégration de théologiens et de confesseurs dans la pratique de conseil a renforcé et soutenu l'autorité royale et ne comporte aucun aspect d'une quelconque théorie constitutionnelle. Concrètement, elle a plutôt contribué à diminuer l'influence pontificale et à saper les immunités ecclésiastiques. Elle n'est pas non plus une manipulation machiavélique d'arguments théologiques qui viseraient à justifier les intérêts de la politique. Dans le cas espagnol, Nicole Reinhardt considère que les confesseurs espagnols ont bloqué l'influence des catholiques zélés sur la politique guerrière, voire même ouvert un espace autonome pour une vision sécularisée de la politique.

Le mouvement de la sortie de la religion a empêché la pratique du conseil de conscience de rester stable. À partir de la deuxième moitié du XVII<sup>e</sup> siècle, les débats espagnols et français ont convergé sur un point: le conseil de conscience et la politique étaient incompatibles. Mais la privatisation de la conscience royale et de ses péchés a amené d'autres problèmes. En France, elle a mis la personne royale, pécheresse et trop humaine, en contradiction avec la sacralité de l'État. Louis XV en fera tout particulièrement les frais. Tandis qu'en Espagne elle a rejeté la technique d'expertise que représentait le probabilisme et repoussé les jésuites du côté du pape. Eux aussi en seront les victimes et seront expulsés de l'État espagnol en 1766!

**Thierry Sarmant, 1715. La France et le monde, Paris (Perrin) 2014, 461 p., ISBN 978-2-262-03331-6, EUR 24,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Sven Externbrink, Heidelberg**

Thierry Sarmant, ausgewiesener Kenner der Geschichte Ludwigs XIV., legt nach Studien über die Numismatik im 17. Jahrhundert, über das Regierungssystem des Sonnenkönigs und nach Editionen der Korrespondenzen Louvois' nun eine globale Gesamtschau des Jahres 1715 vor. Damit soll eine allzu frankreichzentristische Perspektive auf das Jahr 1715 als Epochengrenze zwischen dem »Grand Siècle« und dem »Siècle des Lumières« aufgebrochen werden. Dass 1715 für Europa und natürlich Frankreich einen Zäsurcharakter hat, ist unbestritten, aber Thierry Sarmant lädt nun den Leser ein, sich von eurozentristischen Periodisierungen loszusagen, um zu erfahren, was das »Grand Siècle« und das »Siècle des Lumières« für das chinesische Kaiserreich, das Mogulreich in Indien oder einfach für die nach Amerika zwangsverschifften Sklaven bedeutete (S. 11). Sarmant nimmt dies jedoch nicht zum Ausgangspunkt vertiefter theoretischer Überlegungen, sondern entfaltet nach einleitenden Überlegungen über den langsamen Tod oder besser das langsame Verlöschen Ludwigs XIV. ein großes Panorama der Weltgeschichte, in dessen Zentrum »l'histoire de rapports entre États, peuples, nations, religions, cultures« stehen, die in erster Linie »rapports de force« seien (S. 19). Anders als bei John Wills globalem Panorama des Jahres 1688<sup>1</sup>, ist »1715« nur der Ausgangspunkt für eine chronologisch in beide Richtungen ausgreifende Beziehungsgeschichte zwischen Europa und der Welt. Nach Frankreich und Europa kehrt man immer wieder zurück, etwa wenn die persischen und osmanischen Gesandtschaften in Versailles und die mit ihnen verbundenen beiderseitigen Fremdheitserfahrungen (»Comment peut-on être persan?«, S. 190–198) oder der Ritenstreit in China thematisiert werden.

Sarmant globales Panorama der Welt am Beginn des 18. Jahrhunderts ist in sechs Teile gegliedert: Die ersten beiden behandeln Europa und den Ausgang aus dem Spanischen Erbfolgekrieg: Frankreich, England und die Habsburgermonarchie werden exemplarisch in den Blick genommen. Mit »Empires immobiles« ist der dritte Teil überschrieben, der das Osmanische, das Safavidische und das Mogulreich in den Blick nimmt. Im vierten Teil geht die Reise nach China, bevor im fünften das Russland Peters des Großen vorgestellt wird, das der Zar in eine »puissance mondiale« verwandelt habe (324). Kompositorisch geschickt an das Ende gestellt ist der Blick auf die »horizons nouveaux«: die Europäer in Amerika und die zunehmende Verflechtung zwischen Europa und der Welt durch den – von den Europäern dominierten – Welthandel.

---

<sup>1</sup> John E. Wills, 1688. Die Welt am Vorabend des globalen Zeitalters, Bergisch Gladbach 2002.

Ergebnis dieser *tour du monde* ist eine gewisse Relativierung des Zäsurcharakters des Jahres 1715 über Europa hinaus. Für Frankreich mit einem Herrschaftswechsel und einer Regentschaft bleibt dieser bestehen, doch in einer globalen Perspektive steht die Welt 1715 am Vorabend einer Dynamisierung der Austauschprozesse und der Verflechtungen, die sich dann im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts und vor allem nach dem Siebenjährigen Krieg weiter beschleunigten. Davon ist jedoch 1715 noch nicht viel zu sehen. Die Welt von 1715, so Sarmant, habe vieles mit der Welt des Jahres 2015 gemeinsam: Die großen Asymmetrien zwischen Europa, Amerika und Asien sind verschwunden, die Kolonien haben z. T. die Mutterländer überholt und China ist wieder die Weltmacht, die es um 1715 war. Mit dem Unterschied, dass zwei für Sarmant um 1715 an erster Stelle in Europa beheimatete intellektuelle Verhaltensweisen – Neugier und Zweifel – die Welt technologisch und intellektuell (Aufklärung) geprägt haben und noch immer prägen (S. 398). Mit diesem Diskussionsanregungen und zugleich einer Spitze gegen einige Strömungen der Globalgeschichte schließt Thierry Sarmant seine informative und souveräne »Weltreise«, die dem Leser einen schnellen Einstieg in die Weltgeschichte am Beginn des 18. Jahrhunderts eröffnet.

**Johannes Süßmann, Vom Alten Reich zum Deutschen Bund 1789–1815, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 232 S., 21 Abb., 1 Tab. (Seminarbuch Geschichte. UTB, 4100), ISBN 978-3-8252-4100-1, EUR 19,99.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**William D. Godsey, Wien**

Der vorliegende Band stellt in vielerlei Hinsicht eine für die universitäre Lehre bestens geeignete Einführung in die Geschichte Deutschlands im Zeitalter der französischen Revolution dar. Diese Einführung beginnt mit den unterschiedlichen Forschungsperspektiven, die die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten eingenommen hat, um die historiografischen Auseinandersetzungen in Fragen zu bestimmen, die dann an die historischen Inhalte gerichtet werden. Dabei wird die heute noch vorherrschende »Meistererzählung« der Historikergeneration nach 1968, die eine von außen erzwungene Revolutionierung und eine »defensive Modernisierung« Deutschlands feststellte, mit den Sichtweisen ihrer als »postmodern und revisionistisch« (S. 12) bezeichneten, gewissermaßen weniger pessimistischen Kritiker konfrontiert. Eine Stärke des Bandes liegt darin, Historiker/innen als Menschen ihrer eigenen Zeit zu sehen und ihre Erkenntnisse im Licht der je eigenen Lebenserfahrungen zu verstehen. Hier wird Historiografie auf anregende Weise für eine studentische Leserschaft vorbildlich historisiert.

Unter laufender Berücksichtigung einschlägiger Quellenzitate von Goethe über Hardenberg bis Arndt wird die komplexe Materie knapp und übersichtlich anhand von drei Leitfragen in drei Hauptteilen aufbereitet und erläutert. Erstens: In wie weit bestimmten Blockade (die Meistererzählung) bzw. Dynamik (die jüngere Forschungsmeinung) die Entwicklung im vorrevolutionären Deutschland? Zweitens: Wie radikal bzw. wie oberflächlich gestalteten sich die Umbrüche der Revolutionsära in Deutschland? Der dritte Hauptteil beschäftigt sich mit dem Problem deutscher Reaktionen auf die Ankunft der französischen Revolution in Deutschland. Blieben die Neuerungen lediglich importiertes Fremdgut oder nutzten Deutsche die neuen Umstände, um revolutionären Wandel herbeizuführen? Dabei werden die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse jeweils in den Blick genommen.

Über weite Strecken fallen die Antworten auf die Leitfragen sowohl differenziert als auch plausibel aus. Für das vorrevolutionäre Deutschland stellt Süßmann in sämtlichen Bereichen tiefgreifende Wandlungsprozesse fest, die jedoch keinen wesentlichen Strukturwandel bewirkten. Auch er schreibt von »Blockaden« (S. 112). Alle Entwicklungen beispielsweise in Richtung Vergesellschaftung erfolgten innerhalb der Ständeordnung. Diese hinderten im Zusammenspiel mit weiterhin bestehenden Feudalrechten und der politischen Instrumentalisierung der Wirtschaft (Stichwort Kameralismus)

wiederum den Übergang von der »erweiterten Subsistenzwirtschaft« zur »kapitalistischen Marktwirtschaft«. Moderne Formen von Religiosität als Privatangelegenheit des Individuums hatten die Religion als ein mit Herrschaft und Gemeinschaft eng verflochtenes Phänomen noch nicht abgelöst. Man kann dem Autor zwar zustimmen, dass die vorrevolutionären Wandlungsprozesse allesamt mit der Aufklärung zusammenhingen. Weniger überzeugend wirkt dagegen die These, dass die Aufklärung als Triebfeder der Veränderung beispielsweise in der Politik wirkte. In diesem Zusammenhang unternimmt der Autor, entgegen den Erkenntnissen der jüngeren Forschung zur Beschaffenheit frühneuzeitlicher Herrschaft den Versuch, den Begriff des »Absolutismus« bzw. »aufgeklärten Absolutismus« wieder zu beleben. Die Folgen der erheblich gewachsenen finanziellen und militärischen Sachzwänge in den größeren Staaten lassen sich freilich schwer unter »Aufklärung« erfassen. Gerade der Siebenjährige Krieg stellte den entscheidenden Wendepunkt dar. Überdies benötigten, wie der Autor selbst besagt, auch die leistungsstärkeren Landesherrschaften des 18. Jahrhunderts die Mitwirkung von Zwischengewalten. Der Begriff »aufgeklärter Absolutismus« verwischt dagegen diesen immanenten Unterschied zur modernen Staatlichkeit und impliziert einen dauerhaft gewordenen Zwang, der frühneuzeitlichen Herrschaftsformen—gerade in Deutschland—nicht eigen war.

Mit der Ankunft der Revolution in weiten Teilen Deutschlands im Schlepptau napoleonischer Truppen ergriffen allmählich die Fürsten der Mittelstaaten die dabei sich ergebende Chance: »Einmal mehr war es in Deutschland nicht das Volk, das die Revolution machte, sondern es waren die Fürsten« (S. 135). Im Einklang mit der Forschung wird daher in Analogie zu der »Fürstenreformation« des 16. Jahrhunderts von einer »Fürstenrevolution« gesprochen. Die damit einhergehende Neuordnung Deutschlands und die inneren Reformen in Verfassung und Verwaltung in diesen Staaten verhalfen moderne »gesellschaftliche«, »wirtschaftliche« und »politische« Ordnungen zum Durchbruch, die durchaus von einheimischen Eliten getragen wurden. Schon vor der Jahrhundertwende hatten Preußen und Österreich die Integrität des alten Reiches preisgegeben—auch sie, wie richtig angemerkt wird, weinten ihm nach dem Untergang keine Tränen nach. In diesen zwei Staaten fielen nach Süßmann aber die Reaktionen auf die neuen Umstände ganz unterschiedlich aus. Während in Preußen eine »Beamtenrevolution« (S. 194) für weitreichende Reformen um das Wiederaufleben des Staates nach der vernichtenden Niederlage bei Jena und Auerstedt (1806) sorgte, obsiegten die Beharrungskräfte – »Konservativen« (S. 159) – in Wien. Das konservative Etikett spiegelt indessen einem Forschungsstand wider, in dem manche entscheidende Umstände zu wenig Beachtung finden: Die Habsburgermonarchie bildete ein ausgeprägt zusammengesetztes Staatswesen, dessen Funktionsweise nicht anhand der Kategorien von Einheitsstaaten zu bemessen ist. Darüber hinaus bot sie länger als jede andere Kontinentalmacht den französischen Expansionsbestrebungen die Stirn. Es stimmt im Übrigen nicht, dass eine Rückwendung zur Ständeordnung durch die Wiedereinführung der »abgeschafften Landtage« (S. 162) zu erkennen wäre. Außer in den südlichen Niederlanden hatte

nicht einmal Kaiser Joseph II. Landstände oder Landtage aufgehoben.

Gerade in Hinblick auf das Habsburgerreich ergibt sich ein nennenswerter methodischer Einwand: Die Rückprojizierung einer späteren nationalstaatlichen Größe – »die Deutschen« – in eine Vergangenheit in der sich auch andere Kategorien der Analyse anbieten würden. Ein nicht näher definiertes »Österreich« wird »Deutschland« zugeschlagen. Wie das Kaisertum Österreich (1804) war das Heilige Römische Reich bekanntlich ein zusammengesetztes Gebilde, das sich weit über die Grenzen deutscher Sprachgebiete hinaus erstreckte und Deutschland mit großen Teilen Europas verzahnte. Zudem werden das Aufkommen der »Kulturnation« und die Ankündigung »völkischen Denkens« thematisiert, nicht aber die vielen, noch lebendigen und in Wandel begriffenen Formen von Landes- und Lokalpatriotismus. Die neuere Forschung zeigt, dass sich die verschiedenen, damaligen Formen von Nationalismus und Patriotismus sich nicht unbedingt gegenseitig ausschlossen. Auch die Sicht von außen auf die deutsche Geschichte kommt womöglich zu kurz (Christopher Clark, Derek Beales und Peter Wilson fehlen etwa in den Literaturangaben). Dass das hier in Rede stehende Buch auch Widerspruch hervorruft, darf schließlich als Anzeichen dafür gelten, dass es zu lebendigen Diskussionen in den Vorlesungs- und Seminarräumen führen wird.

**David L. Weaver-Zercher, *Martyrs Mirror. A Social History*, Baltimore (The Johns Hopkins University Press) 2016, XVIII–414 p., 37 ill. (Young Center Books in Anabaptist and Pietist Studies), ISBN 978-1-4214-1882-7, USD 49,95.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Urs B. Leu, Zürich**

Unter den verschiedenen Täufergruppen, die ihre Wurzeln im 16. Jahrhundert haben, wozu vor allem die Amischen, Hutterer und Mennoniten zählen, gibt es drei Bücher, die bei ihnen über Jahrhunderte im Gebrauch und in hoher Achtung standen: die Bibel, nicht zuletzt die sogenannte Froschauer-Bibel (Zürcher Reformationsbibel), das Gesangbuch mit dem Titel »Ausbund« und der »Märtyrerspiegel«, mit dem sich die lesenswerte Monografie von David L. Weaver-Zercher beschäftigt. Der Autor lehrt »American Religious History« im Messiah College in Grantham (Pennsylvania) und hat mehrere Werke zur Geschichte der Amischen publiziert. Das zwölf Kapitel umfassende Buch ist in drei Hauptteile gegliedert: 1. The Prehistory and Production of The Bloody Theater (1500–1660); 2. Van Braght's Martyrology through the Years (1660–1990), und 3. Contemporary Approaches to Martyrs Mirror (seit 1990).

Der Autor weist zurecht darauf hin, dass die Vorgeschichte des Märtyrerspiegels genau genommen in der Antike ansetzt, denn bereits in der Bibel und der Kirchengeschichte des Kirchenvaters Eusebius von Caesaraea finden sich Geschichten von Märtyrern, von Menschen also, denen der Glaube an Jesus Christus wichtiger als ihr eigenes Leben war, und die bereit waren, dafür wehrlos den Tod zu erdulden. Damit wurden sie zu Vorbildern für die Gemeinden, denen durch diese Märtyrergeschichten und Glaubensvorbilder über Jahrhunderte Erbauung und Trost zuteil wurden. Insbesondere das 16. Jahrhundert erlebte wiederum viele Verfolgungswellen, in denen Protestanten und Täufer als Irrlehrer gebrandmarkt und zu Tausenden deportiert, gefoltert und abgeschlachtet worden sind. Genug Stoff, um damit ganze Bücher zu füllen. Die einschlägigen täuferischen Werke erschienen alle in den Niederlanden: 1562 und 1599 »The Sacrifice of the Lord«, 1615, 1617, 1626 und 1631 die entsprechenden bekannten Titel von Hans de Ries und Pieter Jans Twischk und 1660 schließlich »The Bloody Theater« (Märtyrerspiegel) des jungen Mennoniten Thieleman Jansz van Braght (1625–1664). Letzterer baute auf seinen Vorgängern auf, brachte aber auch neues Material dazu. Der dicke Band ist bis heute eine wichtige Quelle für die Täufergeschichte, wozu nicht zuletzt die 264 Täufer-Briefe aus der Gefangenschaft beitragen, die van Braght in den Text einwob.

1685 erschien die erste illustrierte Ausgabe des Märtyrerspiegels mit 104 Kupferstichen des bekannten niederländischen Künstlers Jan Luyken (1649–1712), die den Text so richtig unter die Haut gehen lassen. Er verstand es, die Leiden der Verfolgten sehr ausdrucksstark darzustellen und den

Leser innerlich zu ergreifen. Weaver-Zercher spricht zu Recht von der »didactic power« der Abbildungen. Von den 104 Kupferplatten existierten um 1925 noch etwa 90 Stück, von denen 60 in den Wirren des Zweiten Weltkriegs verloren gingen. Heute befinden sich die restlichen 30 in der Muddy Creek Farm Library von Amos Hoover in Ephrata (Pennsylvania), einer der größten und wichtigsten Sammlungen zur Geschichte der Amischen, Hutterer und Alt-Mennoniten in den USA.

Von den verschiedenen Ausgaben und Übersetzungen der folgenden Jahrhunderte sei an dieser Stelle nur an den ersten nordamerikanischen Druck erinnert, der 1748/1749 in deutscher Sprache im pietistischen Kloster Ephrata in Pennsylvania erschienen ist und dessen Druckgeschichte der Autor sehr schön herausarbeitet. Überhaupt bemüht sich der Verfasser, die zahlreichen Ausgaben, ihre Hintergründe und die daran beteiligten freikirchlichen Kreise zu beleuchten, weshalb das Buch den Untertitel »A Social History« trägt.

Schlussendlich geht der Verfasser auf die heutige Bedeutung und Rezeption des Märtyrerspiegels in den verschiedenen amischen und mennonitischen Kirchen der USA ein, zumal der Titel immer noch fast alljährlich in einer Auflage von 2500 Stück nachgedruckt wird. Dieser dritte Teil des Buches ist für den amerikanischen Leser sicher interessant, für den europäischen aber wohl etwas zu lange geraten, zumal weder der Märtyrerspiegel noch die konfessionelle Zersplitterung auf dem alten Kontinent eine derartige Rolle spielten und spielen wie in den USA. Die Tatsache, dass das Werk 1997 auf Spanisch, 1999 Indonesisch, 2002 Japanisch, Rumänisch und Russisch, 2003 französisch und 2010 in Hindi erschienen ist, zeigt, dass es für jeden, der sich mit der Geschichte der Freikirchen beschäftigt, immer noch ein Thema und somit von Bedeutung ist.

Dem gut lesbaren, sauber gedruckten und ansprechend gestalteten Band haftet ein kleiner Makel an, und zwar das Fehlen eines Literaturverzeichnisses. Zwar werden die Quellen in den hunderten von Fußnoten exakt angegeben, doch gehört ein Literaturverzeichnis m. E. nach wie vor zu einer wissenschaftlichen Arbeit. Zudem bietet ein solches den Vorteil, dem Leser schneller allfällige unbekannte Arbeiten zur Kenntnis zu bringen.



**Eike Wolgast, Aufsätze zur Reformations- und Reichsgeschichte, Tübingen (Mohr Siebeck) 2016, X–583 S. (Jus Ecclesiasticum, 113), ISBN 978-3-16-154198-8, EUR 99,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Joachim Whaley, Cambridge**

Over the course of a long career in Göttingen (1971–1976) and Heidelberg (1976–2004), and in retirement since then, Eike Wolgast has made major contributions to our understanding of the Reformation and its impact of the Holy Roman Empire in the 16<sup>th</sup> century. His books on Luther's political »Gutachten«<sup>1</sup>, on Thomas Müntzer<sup>2</sup> and on the impact of the Reformation on the Reichskirche<sup>3</sup> stand out as landmarks of research which are essential reading for anyone who sets out to work in the relevant fields. The foundations for this *œuvre* were laid in Wolgast's Göttingen doctoral dissertation on the genesis of the Wittenberg edition of Luther's works and in his subsequent work for the Kommission zur Herausgabe der Werke Luthers. This collection of 24 essays complements Wolgast's books and demonstrates his mastery of the essay genre. He is always thorough, providing careful analysis of the existing scholarship to show how his own reflections relate to it, yet he also writes with a clarity and lightness of touch that makes reading him a pleasure.

The essays included cover the whole range of Wolgast's research. Several illuminate the process whereby the Reformation became established in the empire, especially the negotiations at the Reichstag and the political problems posed by the desire to maintain the peace within the empire. Several essays examine the impact of the Reformation on the Reichskirche and the question of a church council as a possible solution to the problems of the German church. A series of essays illuminates the attitude of Luther and other reformers to the prince bishops and to other political problems of the early decades, including a fascinating piece on Johannes Brenz and the Peasants War and the question of resistance. Three essays examine Thomas Müntzer's views of authority and resistance, his «Fürstenpredigt» and the statements he made in captivity.

It is particularly gratifying that the collection also includes Wolgast's essays on minorities. These include an important piece on reform of the church and the world in the utopian visions of the early Reformation and another on the political theory and practice of Anabaptism in the first half of the 16<sup>th</sup> century. Two others explore the theme of the Jews as subjects and objects at the Reichstag under

---

<sup>1</sup> Eike Wolgast, *Die Wittenberger Theologie und die Politik der evangelischen Stände. Studien zu Luthers Gutachten in politischen Fragen*, Gütersloh 1977 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, 47)

<sup>2</sup> Id., *Thomas Müntzer. Ein Verstörer der Ungläubigen*, Berlin 1988.

<sup>3</sup> Id., *Hochstift und Reformation. Studien zur Geschichte der Reichskirche zwischen 1517 und 1648* Stuttgart 1995 (Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit, 16).

Charles V and the view of them as non-Christian aliens alongside the Turks, contrasting the time it took for attitudes to them to soften compared with attitudes within the empire to Christian »enemies«.

Finally, wide-ranging chapters on religious peace as a political problem in early modern Europe, on the theory and practice of peace treaties in modern history, on the significance of religious frontiers for the formation of political frontiers, and on the state and secularisation underline the significance of the Reformation for the development of Europe in the longer term.

With one exception, all of the essays have been published before and the texts remain unchanged except for the addition in some cases of further bibliographical material. One can only hope that Eike Wolgast continues to write and publish. Meanwhile the pieces reprinted in this volume are testimony to his life-long achievement in illuminating the religious and political development of the Holy Roman Empire in one of its most crucial phases.

**Frank Zielsdorf, Militärische Erinnerungskulturen in Preußen im 18. Jahrhundert. Akteure – Medien – Dynamiken, Göttingen (V&R unipress) 2016, 305 S. (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, 21), ISBN 978-3-8471-0496-4, EUR 37,99.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Peter-Michael Hahn, Potsdam**

Seit dem 15. Jahrhundert kam es allenthalben in Alteuropa zu einer medialen Überformung militärischer Gewalt in Architektur, Malerei, Skulptur, Medaille, Musik und Literatur. Im Zentrum dieser Bemühungen stand die Integration des militärischen Elementes in einem höfischen Kontext. Diese wurde umso wichtiger, als das Militär sich zum bedeutsamsten Zeichen fürstlicher Dignität entwickelte. In diesem dynamischen Prozess kam den europäischen Vormächten auch im medialen Umgang mit der militärischen Gewalt eine Vorreiterrolle zu. So blickte Brandenburg-Preußen etwa vornehmlich nach Schweden, um sich einen kriegerischen Gestus zu geben. Der Uniform tragende König und die soziale Prävalenz des Offizierskorps waren schon lange eingeübte Zeichen der schwedischen Militärmonarchie, ehe sich die Hohenzollern dieser Strategien im 18. Jahrhundert bedienten.

Ein genuin preußisches Element kam erst mit Friedrich II. in der Präsentation des Militärischen im öffentlichen Raum zum Tragen. Friedrich, ein skrupelloser Feldherr, mutierte mit großer Energie und Leidenschaft zum glänzenden Herold seiner Taten. Als Schriftsteller, mit königlicher Autorität ausgestattet, beschrieb er »seine« Kriege und vor allem sein Verdienst am militärischen und damit politischen Überleben seines dynastischen Staates.

Diese königlichen Aktivitäten konnten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, als adelige und stadtbürgerliche Gesellschaft neben der höfischen Gesellschaft zunehmend ebenfalls in den öffentlichen Raum des Hohenzollernstaates mit ihren Sichtweisen des Zeitgeschehens dringen wollten, nicht ohne, wenn auch schwache und eher vereinzelt Gegenreaktionen bleiben. Diese analysiert Frank Zielsdorf in einer Gießener Dissertation sehr gründlich und quellennah, auch wenn dies nicht sein Ziel ist.

In mehreren Kapiteln befasst er sich mit Reaktionen von »unten« auf das kriegerische Geschehen in den österreichischen Erbfolgekriegen. Besonders ausführlich befasst er sich mit einer kleinen Serie von Regimentsgeschichten, die kurz nach Ende des Siebenjährigen Krieges in Halle erschienen waren. In ihrer sachlichen Ausgestaltung erinnern sie nicht selten an zeitgenössische chronikalische Werke. Aus dem Blickwinkel des jeweiligen Regimentes beschrieben sie vor allem deren Teilhabe an den preußischen Erfolgen aus jüngster Gegenwart, während die ältere Vergangenheit eher vage beleuchtet wird. All dies behandelt der Verfasser sehr nah an den Texten. Von den ca. 100

altpreußischen Regimentern haben jedoch nur ein halbes Dutzend eine solche Würdigung erfahren. Selbst das war dem stets um seinen Nachruhm besorgten König schon zu viel. Kurzerhand verbot er solche Schriften. Erst gegen Ende seiner Regierungszeit (1782–1785 in Dresden) gelangte insbesondere eine größere anekdotenhafte Sammlung militärischer Geschehnisse zum Druck.

Außerdem kamen damals Rückblicke auf die friderizianische Zeit sehr in Mode. Die übrigen vom Verfasser behandelten persönlichen Erinnerungen, vornehmlich von rangniederen Offizieren (Barsewisch, Hülsen), blieben dagegen noch lange ungedruckt, ehe sie das Licht einer zumeist kleinen Öffentlichkeit erblickten. Ergänzend dazu beschreibt der Autor mit viel Akribie verschiedene materialisierte Formen der Erinnerung an kriegerische Erfolge und soldatische Zusammengehörigkeit aus friderizianischer Zeit, die ebenfalls nicht eindeutig einem höfischen Kontext zuzuordnen sind. Zu nennen sind Uniformelemente, spezielle Ringkragen, Regiments-Fahnen, -Siegel und -Pauken, welche ein Gefühl der Gemeinsamkeit und der Verbundenheit in den Soldaten eines Truppenkörpers stiften und durch die sichtbare Erinnerung an große Taten wachhalten sollten. Strategien, wie sie allenthalben in Alteuropa verwandt wurden, um militärische Einheiten zeichenhaft auszustatten.

Über weite Strecken geht es bei solchen Formen materialisierter Erinnerung darum, "Ruhm und Ehre", die klassischen Kernelemente der adligen Kriegergesellschaft, mit konkretem Inhalt zu erfüllen. Daneben fallen die sehr persönlichen Ambitionen und sachlichen Akzentsetzungen einzelner Autoren oder auch Urheber solcher bildkünstlerischer Inventionen eher gering ins Gewicht. Bemerkenswert sind daher diejenigen Fälle, wo die Verfasser autobiographischer Schriften eigenes oder das Fehlverhalten ihrer Einheit in dennoch ehrenhaftes Handeln umzudeuten versuchten. Dass man all dies auch in dieser Zeit schon gänzlich anders, d.h. ohne Rücksicht auf Kategorien wie Ruhm und Ehre, betrachten konnte, zeigen nicht zuletzt die Erinnerungen eines Ulrich Bräkers, der in dieser Untersuchung aus verständlichen Gründen jedoch nur am Rande Erwähnung findet.

Die entscheidende Frage, die sich der Autor vorlegt, ist allerdings, welche Motive und welche Kräfte hinter all diesen Bemühungen standen, Erinnerung zu stiften. Bei den auf ein persönliches Anliegen zurückgehenden autobiographischen Schriften vermag der Verfasser zwar zahlreiche Anstöße erhellend aufzudecken. Anhand zahlloser detaillierter Beobachtungen vermag er nachzuweisen, wie die Offiziere ihren Beitrag zum Erfolg der preußischen Waffen reklamierten. Ihre Ausführungen ergänzen und vertiefen daher nicht selten die Darlegungen ihres königlichen Feldherren.

Dagegen überzeugt der Verfasser weniger, wenn er, wie etliche Male betont, die Regimenter als ein kollektiver Willensträger in seinem Streben um eine zielgerichtete Erinnerung der eigenen militärischen Vergangenheit herauszuarbeiten sucht. Im Zeitalter der Söldnerheere, deren Mitglieder oft gegen ihren Willen zu den Fahnen gerufen worden waren, von einer stärkeren Identifikation des einzelnen Soldaten mit seinem Verband auszugehen, fällt schwer. Was sollte diese zumeist von

Mauern und patrouillierenden Husaren umhegten Soldaten veranlasst haben, sich ihrem Regiment eng verbunden zu fühlen? Trotz aller Aktivitäten, die Regimenter zu verstaateten, sorgten Kompanie- und Regimentswirtschaft, wie man in den Memoiren Hülsens etwa nachlesen kann, dafür, dass diese militärischen Verbände in Friedenszeiten stark segmentiert waren, sodass deren Zusammenhalt im Alltag jenseits des Offizierskorps sehr beschränkt war. Die gemeinen Soldaten kamen nur für einige Wochen im Jahr zu den großen Manövern zusammen, ansonsten lebten und arbeiteten sie weitgehend getrennt. Wie sollten sie durch die Macht der Erinnerung an eine gemeinsame Vergangenheit zusammengeführt werden? Solche Vorstellungen und Haltungen gehören wohl eher in das kriegsfrohe 19. Jahrhundert, welche die geschriebene Geschichte zu einer Leitwissenschaft erhob.

Gleichwohl bietet die Arbeit eine sehr fundierte Übersicht über den interpretatorischen Umgang militärischer Kreise mit dem kriegerischen Erbe Friedrich II. von Preußen und trägt damit aus einer nicht königlichen Perspektive zum besseren Verständnis dieser Epoche bei.